

DER FAHRENDE SKOLAST

MITTEILUNGSBLATT DER SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERSCHAFT

2. Jahrgang, Nummer 6

Bozen, im November 1957

Jahresabonnement 500 Lire

Der Osten mobilisiert geistige Reserven

EIN AKTUELLES PROBLEM

Von Paul Stacul

Der Beitrag des ersten Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft, der gegenwärtig mit einem wissenschaftlichen Forschungsauftrag an der Universität Münster beschäftigt ist, hat durch den vor wenigen Wochen erfolgten Abschluß des russischen Erdsatelliten besondere Aktualität und Bedeutung gewonnen. Wir danken dem Verfasser herzlich.

D. Red.

Von der breiten Öffentlichkeit gänzlich ignoriert und selbst von Akademikerkreisen wenig beachtet findet heute eine Auseinandersetzung statt, deren Folgen in ihrer gesamten Tragweite noch gar nicht abzusehen sind.

Die östliche Welt mobilisiert ihre großen und frischen geistigen Reserven! Sie bildet ihre Jugend in Hörsälen, Laboratorien und Versuchsfeldern zu erstklassigen Fachkräften heran. Mit Scharfsinn hat der Osten erkannt, daß

wirtschaftlichen und darüber hinaus auch politischen und ideologischen Durchdringung der jungen Staaten hat Rußland wahrgenommen und arbeitet nun hartnäckig, unter geschickter Ausnützung seiner Rolle als traditionell kolonialfeindliche Macht, auf dieses Ziel hin.

Europa und der gesamte Westen laufen Gefahr, nach dem Verlust ihrer politischen Geltung in Asien und Afrika, auch noch von ihren lebenswichtigen Rohstoffquellen abgeschnitten und selbst auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet aus weiten Teilen der Welt verdrängt zu werden. Diese letzte Gefahr ist zwar am wenigsten auffällig, doch vielleicht gerade deshalb am größten. Es dürfte nicht schwer fallen, sich die Situation des Abendlandes auszumalen, wenn einmal das Gros der gelben und schwarzen Völker von einer in Moskau geschulten Führerschicht geleitet wird.

Noch sichert die größere Kapitalkraft dem Westen eine finanzielle Beteiligung am Aufbau der unterentwickelten Länder, doch die Entsetzung von Beratern und Experten der verschiedensten Fachgebiete stößt schon auf ganz erhebliche Schwierigkeiten. Diese Schwäche zu seinem Vorteil auszunützen ist der Osten entschlossen.

Er hat den kalten Krieg von den Forschungsstätten der Raketenbauer und den Laboratorien der Atomphysiker in alle Hörsäle, in die Maschinenhallen, auf die Versuchsfelder getragen. In geschlossener Front steht die unverbrauchte Intelligenz des aufstrebenden Osten — straff gelenkt, glänzend ausgebildet, zielbewußt und ideologisch geschult — dem Westen gegenüber, ja mehr, sie ist in unleugbarem Vordringen begriffen! Einige Vergleichszahlen sollen die augenblickliche Situation beleuchten.

Nicht weniger als 50% aller Studierenden der Welt besucht heute sowjetrussische oder Ostblock-Universitäten. 1953 betrug die Zahl der Hochschulabsolventen auf dem Gebiet der Landwirtschaft, Forstwesen, Viehzucht und Veterinärmedizin in Rußland 18.000. Dieser Zahl hatten die USA nur 10.000 neue Fachkräfte entgegenzustellen. Dabei muß noch hervorgehoben werden, daß zahlreiche russische Landwirtschaftsinstitute auf tropische und subtropische Kulturen spezialisiert sind, mit dem Ziel, spezifisch geschulte Experten den ehemaligen Kolonialgebieten zur Verfügung zu stellen. Es ist wohl überflüssig zu betonen, daß die Intensivierung der Landwirtschaft mit all ihren vielfältigen Aspekten das Hauptproblem der chronisch unterernährten außereuropäischen Gebiete, bei der schwindelerregend steil ansteigenden

Geburtenkurve in aller Welt darüber hinaus aber auch das Problem Nr. 1 der Gesamtmenschheit darstellt, dem in Zukunft viel mehr Beachtung geschenkt werden muß als bisher.

Noch unerfreulicher ist der Tatbestand auf technischem Gebiet. Mehr als doppelt so viel Ingenieure verlassen jährlich die technischen Hochschulen der Sowjetunion als die aller westlichen Staaten zusammen. In den USA und in Deutschland macht sich ein akuter Mangel an Technikern von Jahr zu Jahr stärker fühlbar, was angesichts der Dauer und der Schwierigkeit des Fachstudiums nicht verwunderlich ist. Kann dieser Entwicklung nicht Einhalt geboten werden, so wird schon in nächster Zukunft besonders die deutsche Industrie und Wirtschaft in ihrer Entfaltung entscheidend gehemmt sein.

Die Gründe, die es den Ostblockstaaten erlaubt haben, im Wettlauf um Mobilmachung geistiger Kräfte z. Zt. einen beachtlichen Vorsprung zu gewinnen, lassen sich, zwar durchaus nicht erschöpfend, aber doch im wesentlichen in folgenden Punkten zusammenfassen.

1. In den Staaten der östlichen Welt wird der Bedarf an Studenten und Fachkräften aller Richtungen langfristig vorausgeplant und die Hochschülerzahl entsprechend festgelegt.

2. Für das Hochschulstudium kommt der Staat auf, so daß der Student finanzieller Sorgen entoben ist. Dafür ist er zu gewissenhaftem Verfolgen des Studienganges verpflichtet.

3. Unbegrenzte Mittel stehen der Forschung und der modernen Einrichtung der Universitäten zur Verfügung.

4. Der staatlich geförderte Akademiker wird reibungslos in den Berufskreis eingebaut; wie man weiß, hat sich auch in Rußland, trotz der Verkündung der klassenlosen Gesellschaft, eine Schicht durchaus wohlsitulterter Akademiker herausgebildet.

Was hat der Westen all dem entgegenzustellen? Wohl Lern- und Lehrfreiheit, die der Osten nicht besitzt, aber kein vorausplanendes Ausbildungsprogramm. Die Schwäche der Lernfreiheit drückt sich einerseits in der hoffnungslosen Ueberfüllung bestimmter Fachrichtungen mit dadurch bedingter Arbeitslosigkeit und Heranbildung eines bedauerlichen akademischen Proletariats, andererseits im akuten Mangel an Kräften anderer Studienzweige aus.

Will der Westen der stetig vordringenden Front der östlichen Intelligenz (und es sei nur ganz kurz darauf hingewiesen, daß diese Front innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer unaufhaltsamen Flut herangewachsen sein wird, wenn erst einmal die riesigen, unter sowjetischem Einfluß stehenden Völkermassen Asiens ihre eigenen ausgebildeten Fachkräfte besitzen werden) Einhalt gebie-

Seite 2: O. Vasella, Der Sprachenfriede in der Schweiz.

Seite 6: B. Authier, Kritische Gedanken zu den Meraner Hochschulwochen.

Seite 9: M. Ambach, Die Frau als Akademikerin.

Seite 9: Ausschreibung eines Sängertwettstreits.

nur ein Heer von Technikern, Landwirten, Chemikern, Bergleuten ihm die Erschließung seiner Reichtümer und damit den weiteren Ausbau seiner wirtschaftlichen Machtposition ermöglichen kann. Aber auch noch einen weiteren Faktor von ungeheurer Bedeutung hat der Osten in seine Ueberlegungen und seine langfristige Planung einbezogen.

Die asiatischen und afrikanischen Staaten, die eben erst den Schritt vom Kolonialstatus zur Selbständigkeit unternommen haben oder unternehmen, stehen in wirtschaftlicher, sozialer und hygienischer Hinsicht auf so schwachen Füßen, daß sie zu ihrer Entwicklung unbedingt ausländischer Hilfe bedürfen. Diese Unterstützung kann ihnen in Form von Anleihen, durch die Entsendung von Spezialisten auf den verschiedensten Gebieten, durch die Heranbildung einer eigenen Führerschicht geboten werden. Wer auf diese Weise den bedürftigen Ländern Hilfe zukommen läßt, hat zugleich die Möglichkeit der Einflußnahme auf die Gesamtentwicklung der betreffenden Gebiete. Diese Gelegenheit zur

DER SPRACHENFRIEDEN IN DER SCHWEIZ

Von Oskar Vasella

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers drucken wir hier in etwas gekürzter Form den Vortrag ab, den Herr Univ.-Prof. Dr. Oskar Vasella, Professor für eidgenössische Geschichte an der Universität Freiburg, bei den heurigen Meraner Hochschulwochen gehalten hat. Die Red.

Wenn wir vom Sprachenfrieden sprechen, gehen wir zunächst von zwei Voraussetzungen aus: von der Mehrsprachigkeit und von der Sprachenfreiheit. Zunächst einige Daten: Die Schweiz zählt heute (nach der Volkszählung 1950) 3.285.000 deutschsprachige Einwohner, 912.000 sprechen Französisch, 175.000 Italienisch, 48.000 Rätoromanisch; daneben gibt es 22.000 Angehörige anderer Sprachgruppen.

I. Die historischen Grundlagen des Sprachenfriedens

Auf zwei Grundgedanken des eidgenössischen Bundes müssen wir zurückgreifen: auf den genossenschaftlichen Geist, dessen Kern die Autonomie, d. h. die Selbstverwaltung der Gemeinde ist, und den Ausgleichsgedanken unter den eidgenössischen Orten, demzufolge kein Ort den andern so sehr an Macht überragen sollte, daß er schließlich die andern hätte beherrschen können. Die Idee der kommunalen Selbstverwaltung war infolge ihrer Werbekraft für die Angliederung fremdsprachiger Territorien entscheidend. Der Ausgleichsgedanke ermöglichte die Synthese zwischen Städten und Ländern; die Städte, die sich sehr bald auf dem Herrschaftsprinzip gründende Territorialstaaten aufzubauen begannen, blieben, trotz ihres wirtschaftlichen Übergewichts, im Staatsganzen in der Minderheit und mußten ihrerseits auch

auf die untertänigen Bauernschaften Rücksicht nehmen, die wieder starken Rückhalt an den Länderorten hatten.

Diese Voraussetzungen waren entscheidend für das Verhältnis der eidgenössischen Orte zu den Untertanengebieten auch in sprachlicher Hinsicht; denn die Mehrsprachigkeit ist der Eidgenossenschaft aus dem Anschluß von zugewandten Orten oder von untertänigen Landschaften erwachsen. Die Regierungen verzichteten durchwegs darauf, eine einheitliche Staatsgesinnung zu erzwingen oder die Freiheit des Gebrauchs der einheimischen Sprache einzuschränken oder gar zu unterdrücken. Alles, was sich z. B. in den französischsprachigen Vogteien zutrug, wurde, trotz der deutschen Staatsprache in Freiburg und Bern, schriftlich und mündlich in französischer Sprache verhandelt. Einzig der Verkehr zwischen Regierung und Vögten spielte sich in der deutschen Sprache ab. Die Gerichtssprache dagegen war französisch; die Notare wurden angewiesen, ausschließlich in französischer Sprache zu urkunden. Die Unterscheidung der offiziellen deutschen Staatsprache von der Rechtssprache der Untertanen ermöglichte eine Lösung, die die Ansprüche sowohl der Regierungen wie der romanischen Bevölkerung befriedigte. In den italienischen Vogteien, wo die Landvögte der XII Orte die Verhältnisse nicht immer genügend kannten, erlangte der Landschreiber als Vermittler oft eine ähnlich bedeutende Stellung wie der Landvogt selbst. Der Verkehr zwischen Uri und der Leventina wickelte sich regelmäßig in italienischer Sprache ab. In keinem Fall ist das Bestreben nachzuweisen, die Volkssprache bewußt zu unterdrücken oder sie zu verdrängen.

Wie tief der Einfluß der Gemeindeautonomie auf die Gestaltung der sprachlichen Verhältnisse war, zeigt das Beispiel der drei Bünde. Reibungsmöglichkeiten entstanden zweifellos, besonders als im 13. Jahrhundert durch die Einwanderung der Walliser sich deutsche Kolonien bildeten. Vieles ist nicht leicht aufzuzeigen, das Geistige und seine Wirkungen entflohen damals häufiger dem Papier als heute. Man weiß ja um das relativ späte Aufkommen der rätoromanischen Schriftsprache. Wie lebendig aber die Volkssprache war, zeigt sich gerade im kirchlichen Bereich. Die Gemeinde Luven bei Ilanz begründete 1526 ihre Trennung von der Mutterpfarre damit, daß sie einen Pfarrer wünschten, der „zu weltsch“ predige; ein romanischer Geistlicher erhielt 1515 einen Empfehlungsbrief der bischöflichen Kurie, damit er in Einsiedeln romanisch sprechenden Pilgern die Beichte höre. Eine mehrheitlich deutschsprechende Gemeinde wiederum begehrte gleichmäßige Vertretung im Gericht, da in dem entsprechenden Bezirk die Gerichtssprache welsch, also romanisch sei.

Der Ausgleichsgedanke unter den eidgenössischen Ständen, durch den bündischen Charakter begründet, ist infolge der Glaubensspaltung zu einer lebensnotwendigen Aufgabe des Bundes geworden. Der konfessionelle Gegensatz wurde zwar politisch zu einer Belastung des Bundes, aber er brachte vielfach eine

kulturelle Bereicherung hervor. Weil der Geist der Verträglichkeit und des Sich-Verstehen-Müssens und Verstehen-Wollens sich vertiefte, wandelte sich dieser Gegensatz im Zeitalter des nationalen Staates zu einem wirklichen Vorteil. Der Glaube schuf nun stärkere Bindungen über die Sprachgrenzen hinweg. Die Katholiken und Protestanten der romanischen Schweiz gingen und gehen in religiösen Fragen eher mit ihren Glaubensgenossen zusammen als mit andersgläubigen Sprachgenossen.

II. Die Wahrung des Sprachenfriedens im 19. Jahrhundert

So hatte die Eidgenossenschaft den Sprachenfrieden herausentwickelt, vor allem, weil sie die Kleingebilde, Gemeinden und Kantone, begründet und gefestigt hatte. Der helvetische Einheitsstaat, geprägt aus den Ideen der französischen Revolution, hob die Kantone verfassungsrechtlich völlig auf. Sie sanken zu reinen Verwaltungsbezirken herab.

Bezeichnenderweise fand die Souveränität der Kantone die entschiedensten Verteidiger in den kleinen Kantonen der inneren Schweiz. Sie hatten einst die Reformation abgelehnt, sie hatten die Invasion der Franzosen in blutigem Kampf abzuwehren versucht. Sie kämpften auch jetzt mit bäuerlicher Verbissenheit für ihre Autonomie. Sie unterlagen im sogenannten Sonderbundskrieg, aber im Schrecken des Bürgerkrieges wurden die Wogen der Revolution gebrochen, und dem Widerstand der konservativen Kantone war es zu verdanken, daß die Ständekammer geschaffen wurde, in der wieder das altschweizerische Element eines genossenschaftlichen Ausgleichs zum Ausdruck kommt; denn hier allein ist die Vertretung der Kantone, ob klein oder groß, ob reich oder arm, dieselbe.

Mit der Schaffung des Bundesstaates von 1848 entstand eine neue Lage; denn jetzt mußte der Gebrauch der Sprachen als Amtssprache auch bundesrechtlich genormt werden. Die nationale Einigung Italiens und Deutschlands hatte der Vorstellung der gemeinsamen Sprache als Element der nationalen Einheit starken Auftrieb gegeben. Die konsequente Durchführung dieses Prinzips hätte praktisch zur Auflösung der Eidgenossenschaft führen müssen. Deswegen wurde dieser Auffassung die Idee der vielsprachigen Nation entgegengesetzt. Der Artikel 109 der Bundesverfassung bestimmte: Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen der Schweiz.⁴⁾ In dieser Bestimmung liegt gleichzeitig die Anerkennung des individuellen Rechts der Bürger auf den Gebrauch der Muttersprache im amtlichen Verkehr. Es ist ein Recht, das auch für den Gesetzgeber verbindlich ist. Deshalb werden die Gesetze und Verordnungen auch in allen drei Sprachen erlassen. Die

⁴⁾ Die Kleinsprache des Rätoromanischen wurde, da die italienischen Irredentisten das Romanische als italienischen Dialekt erklärten und damit seine nationale Stellung in Frage zogen, 1938 durch eine Partialrevision der Bundesverfassung zur vierten Nationalsprache erklärt. Aus praktischen Gründen ist es jedoch nicht auch Amtssprache; Graubünden hat dies nie gefordert, sondern verwendet als Hauptamtssprache das Deutsche.

EIN AKTUELLES PROBLEM

ten, so muß er sich ebenfalls zu einer großzügigen Planung bequemen:

1. International festgelegte Hörerzahl zumindest in einzelnen für die industrielle und wirtschaftliche Entwicklung wichtigen Fachrichtungen.

2. Viel weitgehendere finanzielle Unterstützung der studierenden Jugend.

3. Großzügigere Förderung der Forschung und namentlich zentral organisierte Verteilung der Mittel zur Vermeidung zwei- und mehrgeleisiger Forschungsarbeit auf ein und demselben Gebiet.

4. Organisierte Postenvermittlung, bessere Gehälter, Ausdehnung der sozialen Fürsorge auf alle Akademiker.

5. Intensivere Auseinandersetzung mit den Problemen des heute unmittelbar naherückten Ostens. Stärkere Anteilnahme an seinen bedeutenden und nur infolge gewollter Gleichgültigkeit kaum beachteten Forschungsergebnissen durch Uebersetzungen und Referate aus einschlägigen Facharbeiten.

6. Erhöhter Einsatz westlicher Forscher und Akademiker in Uebersee, engere Beziehungen zu den Bildungsstätten asiatischer und afrikanischer Staaten.

Amtssprache richtet sich nach den Bürgern, nicht nach den Staatsorganen.

Diese Gleichstellung ist nur aus der Autonomie der Kantone und Gemeinden und aus dem Prinzip der Rechtsgleichheit der Bürger zu erklären. Die Kantone (und innerhalb dieser die Gemeinde) bestimmen in voller Unabhängigkeit, welche Sprachen sie als Landessprachen (bzw. Amtssprachen) anerkennen wollen. Das Verhältnis der politischen Gliederung in Kantone zur sprachlichen Struktur des Landes bedingt, daß ein großer Teil der staatlichen Tätigkeit sich in einsprachigen Herrschaftsverbänden abspielt. Das ist besonders bedeutsam für die französische und die italienische Sprachgruppe, die zum größten Teil in einsprachigen Kantonen leben. Vor ihren Grenzen muß die Sprache der deutschschweizerischen Mehrheit Halt machen. Die Autonomie der Kantone schaltet somit den Gegensatz der Sprachen in einem großen Bereich des öffentlichen Lebens aus und sichert den Sprachgruppen ihr ungestörtes Eigenleben.

Werden dagegen die politischen Kleingebilde zerstört und restlos zentralisiert, dann führt in mehrsprachigem Raum diese Zentralisierung unweigerlich zur Politisierung der Sprache. Dann stellt sich nämlich die Frage, in welcher Sprache und von welchen Sprachangehörigen die neuen Staatsaufgaben verwaltet werden sollen. Die von der Zentralbürokratie erstrebte Rationalisierung führt, unter Verkennung rein ethischer Werte, zur Schaffung einer Staatssprache und erschwert Anderssprachigen den Aufstieg zu Aemtern. Dann empfinden sie die Staatssprache als fremd und die wachsende Abneigung gegen den Staat führt schließlich zur Trennung.

III. Die Gefährdung des schweizerischen Sprachenfriedens

Auch die Schweiz blieb von den nationalstaatlichen Strömungen nicht unberührt, zunächst im Innern des Landes. Das 19. Jahrhundert stand politisch unter dem beherrschenden Einfluß der radikalen Partei, deren überwiegende Mehrheit den Zentralismus des Staates als Ideal anstrebte. Nicht nur drohte die Gefahr eines überspitzten Ausbaus der Bürokratie im Bunde, sondern auch der Vorherrschaft der deutschen Sprache und Kultur unter Benachteiligung der schwächeren Sprachgruppen. Dabei stand eine breitere intellektuelle Führungsschicht unter dem berückenden Einfluß des deutschen Machtideals.

Doch der alteidgenössische Ausgleichsgedanke siegte über diese drohenden Störungen des inneren Gleichgewichts; die sprachliche Minderheit, die französische Schweiz, verband sich mit der konfessionellen Minderheit, der katholischen Schweiz, und sie behaupteten die Ständemehrheit. Wer weiß übrigens, welches der Ausgang der erbitterten Kämpfe zwischen Zentralismus und Föderalismus gewesen wäre, hätten nicht Bundesgesetze (wie das Gesetz über die Einsetzung eines eidgenössischen Schulsekretärs, der die Oberaufsicht über die kantonalen Schulen führen sollte — „eidgenössischen Schulvogt“ nannten ihn die Gegner des Entwurfes) auf Verlangen von 50.000 Bürgern oder 8 Ständen der Volks-

abstimmung unterbreitet und verworfen werden können.

Während also die Bewahrung des Föderalismus den Sprachenfrieden im Innern sicherte, drohte von ungefähr 1910 ab neue Gefahr von außen, vom italienischen Irredentismus her. Der integrale Irredentismus betrachtete entsprechend dem Nationalitätenprinzip alle Gebiete italienischer Sprache, die andern Staaten zugehörig waren, als Italien vorenthalten und als ein über kurz oder lang Italien einzuverleibender Besitz. Er vertrat das Nationalitätenprinzip auf Grund einzig der Sprach- und Kulturzusammengehörigkeit und rechtfertigte sein Streben u. a. mit dem Grundsatz der natürlichen Grenzen im ganzen Alpengebiet. Wo sich eine solche Politik gegen den Willen der Bevölkerung richtet, steht sie im Widerspruch mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Der Tessiner ist der Rasse nach wohl italienisch, der Gesinnung nach aber fühlt er sich als Schweizer. Die Behauptungsführender italienischer Sprachgelehrter, das Rätoromanische sei ein italienischer Dialekt, der von Germanisierungstendenzen bedroht sei und nur durch Anschluß der rätoromanischen Sprach-

schichtliche Eigenart eines Volkes dabei verkannt wird. Der Jura wurde nämlich 1815 Bern als Entschädigung für den verlorenen Aargau und die Waadt angegliedert ohne Rücksicht auf Sprache und Konfession, ohne Rücksicht auf die Tradition, und Bern ist es keineswegs gelungen, im Jura ein ungetrübtes Staatsbewußtsein heranzubilden. Die Gegensätze liegen jedoch mehr auf konfessionellem als auf sprachlichem Gebiet, wo die Assimilationskraft des französischen Volksteils die Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte Einwanderung deutscher Arbeiter und Angestellter vom Elsaß her bereits größtenteils neutralisiert hat.

IV. Einige Schlußfolgerungen

Der Ueberblick über die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in der Schweiz führt zu der Erkenntnis, und diese Erkenntnis ist zugleich Bekenntnis, daß

1. die Mehrsprachigkeit bei gleichzeitigem Sprachenfrieden nur auf der Grundlage des Föderalismus, bei voller Wahrung der Souveränität der Kantone besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, bestehen könne, und 2. die Vereinigung der verschiedenen Sprachen

Altakademiker! Südtiroler!

**Fördert die studierende Jugend unseres Landes!
Lest den „Fahrenden Skolasten“**

gebiete an Italien gerettet werden könne, wurde von rätoromanischer Seite mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Der Sprachenfrieden konnte nicht gestört werden; der Irredentismus hatte vielmehr das Verdienst, die Aufmerksamkeit des Bundes auf die besondere Lage des italienischen und rätoromanischen Volksteiles, auf seine Nöte und Bedürfnisse zu lenken. Der Kanton Tessin suchte sich auf Grund des kantonalen Sprachenrechts gegen die Gefahr einer Ueberfremdung durch deutschsprachige Einwanderer zu schützen, die sich seit der Erbauung der Gotthardbahn in größerem Maße auf seinem Gebiet niedergelassen hatten und dort wirtschaftlich starke und schwer assimilierbare Kolonien bildeten. So verfügte er durch ein Gesetzesdekret vom 28. September 1931, daß sämtliche Aufschriften der Hotels und der Firmen in italienischer Sprache verfaßt sein mußten, Uebersetzungen durften allerdings beigefügt werden. Das Bundesgericht anerkannte das Dekret als verfassungsmäßig. 1938 erfolgte die Erhebung des Rätoromanischen zur vierten Nationalsprache. Wesentlicher ist die wirtschaftliche Hilfe des Bundes, der seit 1930 besondere Subventionen an die Talschaften italienischer und rätoromanischer Sprache zur Wahrung und Förderung ihrer kulturellen und sprachlichen Eigenart ausgibt.

Ein anderes Gegenwartsproblem, das auch im Zeichen des Sprachenfriedens betrachtet werden muß, ist die sogenannte Jurafrage, ist im eidgenössischen Rahmen eines der wenigen Beispiele für die allgemeine historische Erscheinung, daß Fehler der Diplomatie der Großmächte in der Regelung territorialer Fragen auf die Dauer nicht ungestraft bleiben können, sobald die ge-

und Kulturen in einem und demselben Staatswesen bei voller Behauptung ihrer eigenen Rechte die Grundlage der Existenzberechtigung der Schweiz bleibt.

Diese sprachgeschichtlichen und sprachrechtlichen Aspekte sowie die Bedeutung der Souveränität der einzelnen Orte der Eidgenossenschaft fanden erst in neuer und neuester Zeit wieder größere Beachtung. Noch die klassische Darstellung der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, die wir Johannes Dierauer verdanken, übertrug charakteristische Elemente der Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts auf die eidgenössische Geschichte; den Machtgedanken des Staates, dessen Superiorität über die Kirche, woraus sich für ihn als zentrale Idee des eidgenössischen Bundes auch die Expansionspolitik ergab. Unter dem Eindruck der schlagwortartigen Forderungen vom Minderheitenschutz und der Selbstbestimmung der Völker entstand auch für die Eidgenossenschaft eine wesentlich abweichende Betrachtungsweise, besonders im Blick auf ihre europäische Stellung. Es rückte ihr Charakter als mehrsprachiges Staatswesen stärker in den Vordergrund der Betrachtung, der ehemals verfemte und vielgeschmähte Föderalismus gelangte als Hort ethischer Werte wieder zu Ehren; denn die Geschichtsschreibung rückte von einem allzu einseitigen Positivismus, beruhend auf einer zu rationalistischen Denkweise, ab und fand wieder ein ganz anderes Verständnis für die arationalen, sittlichen Werte in der Geschichte.

In Berufung auf das Vorbild der Schweiz dachte man zur Lösung des Nationalitätenproblems an die Umbildung des gemischtsprachigen Einheitsstaates in eine Nationalitätenföderation, an die Schaffung natio-

Vorstandssitzungen

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft behandelte in zwei Sitzungen, am 24. August und 28. September die jeweils dringlichen Fragen. Zu der zweiten Sitzung waren auch die Verbindungsmänner eingeladen. Die Berichte des Referenten betrafen die von der Hochschülerschaft geleistete Arbeit. So wurde über die Durchführung der Studienreise in die Lüneburger Heide berichtet; die Maturantenberatung habe geklappt wie im Vorjahr, doch seien verhältnismäßig wenige Maturanten erschienen; der Hauptteil der Maturantenberatung sei im Wege der Korrespondenz erledigt worden; die Hochschülerkartei und die statistischen Erhebungen stünden vor der Vollendung; die Broschüre, die die Vorträge der Studientagung enthalten werde, solle noch vor Weihnachten erscheinen und anlässlich der Vollversammlung an die anwesenden Mitglieder verteilt werden.

Die Besorgung der zum Studium in Oesterreich heuer wieder erforderlichen Sichtvermerke, die die Südtiroler Hochschülerschaft übernommen hat, habe sehr viel Zeit und Arbeit beansprucht und die Geschäftsstelle stark belastet. Ueberdies seien noch Komplikationen dazwischengetreten, so daß Hugo Seyr, der Beauftragte für die Paßangelegenheiten, eigens nach Mailand fahren mußte, um nachteiligen Verzögerungen zuvorzukommen.

Der Präsident der Hochschülerschaft berichtete von den Schritten, die

Der Sprachenfrieden in der Schweiz (Fortsetzung)

naler Selbstverwaltungskörper, je einen für jede Sprachgruppe, so etwa eine Aufteilung Belgiens in zwei Gliedstaaten: flämisch — wallonisch, aber das Ressentiment kann auf diese Weise kaum überwunden werden, weil beide Selbstverwaltungskörper miteinander in Kampf geraten, in einen Kampf der Minderheit gegen das Mehrheitsvolk. Man dachte auch an die Schaffung zahlreicher internationaler Autonomiegebiete wieder nach dem Vorbild der Schweizer Kantone, also an Zentralisation durch Selbstverwaltung. Aber auch solche Neubildungen bieten nicht so leicht ein unseren Kantonen ebenbürtiges Gegengewicht, weil sie künstlich aufgepfropft, von oben her diktiert, nicht natürlich gewachsen sind. So erlangen sie namentlich des Willens zur Gemeinschaft. Daher bieten sie auch kaum einen genügenden Schutz gegen die zielbewußte Irredenta eines angrenzenden Nationalstaates.

Der Liberalismus besitzt das Verdienst, im Staatsleben die Individualrechte und persönlichen Freiheiten zu voller Geltung gebracht zu haben. Aber andererseits vernachlässigte er die historischen Gegebenheiten und die ethischen Werte, ausgehend von einem überspitzten Streben nach Rationalisierung. Indem er dem Staat die Suprematie in allen Bereichen des menschlichen Lebens zuerkannte, schuf er die Grundlagen für die Bildung der Nationalstaaten. **Auch der Staat bedarf der sittlichen Normen, auch er bedarf eines geistigen Gegengewichts. Sonst sind die Folgen verderblich, nicht zuletzt auch für den Frieden der Sprachgruppen.**

er wegen der Weiterführung der Staatsprüfungs- und Studententitelfrage unternehmen werde. Der Finanzreferent berichtete über die finanzielle Lage des Vereines nach der Studientagung und über die an öffentliche und halböffentliche Stellen gerichteten Gesuche um Unterstützung. Insbesondere ging der Vorstand dann auf die Gewährung der Kulturbeiträge für die einzelnen Hochschulorte ein. Als Hauptrichtlinie wurde folgender Zusatz zur Finanzordnung genehmigt: **Die Kulturbeiträge werden entsprechend dem Programm, dem Bedürfnis, dem Rechenschaftsbericht und der Abrechnung des vorhergehenden Jahres der einzelnen Hochschulgruppen verteilt.** Der Finanzreferent wurde in der Sitzung vom 28. September vom Vorstand ermächtigt, Ausführungsbestimmungen zur Finanzordnung im Einvernehmen mit dem Präsidenten zu erlassen.

Man war sich darüber einig, daß in der Förderer- und Abonnentenwerbung noch Erhebliches getan werden muß. Es wurde beschlossen, demnächst eine Versammlung der Förderer einzuberufen.

Natürlich standen bei beiden Vorstandssitzungen wie immer auch die Meraner Hochschulwochen auf der Tagesordnung.

Bezüglich des Verhältnisses der Südtiroler Hochschülerschaft zu anderen studentischen Vereinigungen wurde festgestellt, daß die Südtiroler Hochschülerschaft nur die Zusammenarbeit mit Institutionen gleicher Zweckbestimmung (etwa U.N.U.R.I., Oesterreichische Hochschülerschaft, A. St. A.) oder mit rein praktischen Zielen (A.I.E.S.E.C. und ähnliches) in Erwägung ziehen könne. Der Präsident erklärte, daß jedes einzelne Mitglied der Hochschülerschaft selbstverständlich der einen oder der anderen studentischen Vereinigung an-

gehören oder sie allesamt ablehnen könne. Für die Südtiroler Hochschülerschaft als Gesamtverband der Südtiroler Hochschüler bleibe die Angehörigkeit eines Teiles ihrer Mitglieder an studentischen Vereinigungen irrelevant, solange letztere nicht die Südtiroler Hochschüler von der Mitarbeit an den Aufgaben der Hochschülerschaft ablenken oder aber die Organe der Hochschülerschaft für die Verwirklichung ihrer besonderen Ziele gebräuchlich wollen. Andererseits sei es wünschenswert, wenn die Kollegen, die Verbindungen angehören, ihre reichen Erfahrungen auf organisatorischem Gebiet der Südtiroler Hochschülerschaft zur Verfügung stellen würden. Schließlich sei es Aufgabe des Vorstandes und der übrigen ausführenden Organe, in der Leitung des Vereines und in der Gestaltung und Ausführung des Arbeitsprogramms die Bestrebungen der gesamten Südtiroler Hochschülerschaft zu interpretieren und im Rahmen ihres Aufgabenbereiches sinngemäß zu verwirklichen: das verpflichte die Leitung zu einer christlichen und heimat-treuen sowie auch aufgeschlossenen und duldsamen Grundhaltung. Im übrigen hätten die Organe der Südtiroler Hochschülerschaft stets klärend und ausgleichend zu wirken, falls unter den Mitgliedern stark gegensätzliche Auffassungen auftreten sollten.

Der vom Präsidenten vorgebrachte Antrag, Herrn Landeshauptmann Dr. Ing. Alois Pupp wegen der hervorragenden Verdienste, die er sich besonders als Vorsitzender unserer Landesregierung um die Südtiroler Hochschülerschaft erworben hat, zum Ehrenmitglied zu ernennen, wurde von allen Anwesenden mit Beifall begrüßt und einstimmig angenommen.

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft wird am 14. Dezember zu seiner letzten Sitzung vor der Wahlversammlung zusammentreten.

Die außerordentliche Vollversammlung

Es ist wohl der Sinn und der Zweck der Einberufung der Mitglieder, daß diese sich immer wieder von der ersten Tätigkeit des Vorstandes überzeugen, mit den immer neu auftauchenden Problemen bekannt werden und konstruktiv die Arbeit gedeihlich vorwärts zu treiben versuchen.

Gleich wie in den Vorjahren, so fand auch heuer während der Meraner Hochschulwochen am 14. September eine außerordentliche Vollversammlung statt. Einschließlich der Maturanten, die erst kurz vorher unserem Verein beigetreten waren, hatten sich diesmal 85 Hochschüler eingefunden. Der Präsident der Hochschülerschaft Franz v. Walther und der Vorsitzende der Versammlung, Peter v. Hellberg, begrüßten alle auf das herzlichste, insbesondere Herrn Vizeassessor Mayr und dankten für das rege Interesse an den allgemeinen Belangen des Vereines.

Einleitend zu seinem Bericht teilte der Präsident mit, daß zum großen Bedauern der Südtiroler Hochschülerschaft Richard Thurner aus dem Vorstande ausscheiden mußte. Franz v. Walther berichtete weiters über die Schwierigkeiten, auf die man bei der Verwirklichung des Studententitelabkommens gestoßen ist. In dem an das Unterrichts-

ministerium gerichteten Memorandum weist die Südtiroler Hochschülerschaft auf die Saumseligkeit gewisser italienischer Universitäten bei der Durchführung dieses Abkommens hin. Minister Moro habe daher ein Schreiben an die Rektoren der Universitäten Mailand und Florenz gerichtet. Ferner bemühe sich die Südtiroler Hochschülerschaft um die Anerkennung des Diplomarchitektentitels der Akademie der bildenden Künste in Wien und der Kulturtechnik.

Erfreuliches war hingegen von der Studientagung auf dem Ritten zu berichten, denn sie hat als wichtigste kulturpolitische Veranstaltung der Südtiroler Hochschülerschaft allgemein große Zustimmung gefunden. Es wurde beschlossen, die dort gehaltenen Referate in einer Broschüre baldigst zu veröffentlichen.

Eine an sich nicht leicht zu bewältigende Aufgabe war die Verteilung der Stipendien, wobei der Präsident als Mitglied der Verteilungskommission die Unvollständigkeit der Unterlagen bemängelte. Schließlich jedoch gelang es der Kommission den verschiedensten Nöten gerecht zu werden.

Die kritiklose Aufnahme des Berichtes durch die Vollversammlung darf als

volle Zustimmung zur Tätigkeit des Präsidenten und des Vorstandes der Südtiroler Hochschülerschaft gewertet werden.

Als nächstes stand der Bericht des Finanzreferenten auf der Tagesordnung. Er ließ es sich nicht nehmen, nochmals Herrn Vizeassessor Mayr für sein Entgegenkommen und Wohlwollen und seinen Einsatz für die Südtiroler Hochschülerschaft zu danken. „Ohne die Hilfe des Landes wäre vieles nicht möglich gewesen“; der Etat des heurigen Jahres sei fünfmal höher gewesen als jener des vergangenen Jahres.

Dr. Kurt Springer sprach die Hoffnung aus, daß das Land auch weiterhin seine wertvolle Unterstützung der Südtiroler Hochschülerschaft nicht versage.

Im weiteren Verlauf der Sitzung sprach Vorstandsmitglied Hugo Gampfer über die heurigen Meraner Hochschulwochen und stellte fest, daß die Vorschläge und Wünsche der Südtiroler Hochschülerschaft vom Kulturinstitut weitgehend berücksichtigt wurden und daß nicht zuletzt die große Beteiligung von Seiten der Südtiroler Hochschüler (zirka 95) darauf zurückzuführen ist. Die Südtiroler Hochschülerschaft werde sich auch in der Zukunft versuchen, in Zusammenarbeit mit dem Kulturinstitut bei den nächsten Meraner Hochschulwochen gestaltend und aufbauend mitzuwirken. Mit Beifall wurde der Redner verabschiedet.

Endlich begann dann die Beratung über den von der Wahlkommission ausgearbeiteten Wahlordnungsvorschlag. Bekanntlich handelte es sich dabei um die Einführung einer Briefwahl anstatt der bisher üblichen direkten Wahl durch die Vollversammlung mit der Möglichkeit einer Stimmdeliegierung. Verständlicher Weise brachte dieser Vorschlag heftige Meinungsverschiedenheiten mit sich, vor allem über die Zweckmäßigkeit und Statuten-Gemäßheit dieser neuen Wahlordnung. Ein Zwischenruf kennzeichnete die Situation in diesem Moment folgendermaßen: „Es scheint, daß die juristischen Kollegen alle zeigen wollen, was sie im letzten Jahr gelernt haben. Die weitschweifige, oft ins Unsachliche entartende Debatte führte zu keiner Einigung. Schließlich wurde beschlossen darüber abzustimmen, ob dieser Wahlordnungsvorschlag als weitere Diskussionsgrundlage gelten könne. Die Abstimmung brachte folgendes Ergebnis:

Anwesende: noch 56
Erforderliche Mehrheit: 29
Ja-Stimmen: 27
Nein-Stimmen: 27
Enthaltungen: 2

Der Vorsitzende hatte kein Stimmrecht.

Dieser Vorschlag einer neuen Wahlordnung muß somit als abschlägig erledigt betrachtet werden.

Zu diesem Zeitpunkt mußte die Versammlung aufgelöst werden, da die Zeit sehr fortgeschritten war. Das Ergebnis des Tages war wohl etwas mager, man hätte noch zwei wichtige Punkte der Tagesordnung zu behandeln gehabt. Möge die nächste Vollversammlung ihre Lehre daraus ziehen. Der Erfolg fliegt einem nicht zu, und um eine Sitzung abzuhalten braucht man auch Erfahrung.

P. v. H.



Photo O. Hager

AUS DEM HERZEN GESPROCHEN

Es ist ein trüber Tag. Dichte Wolkenhaufen bedecken die Berge und Höhen, ballen sich an den Hängen des Burggrafenamtes. Nur in der Talmitte hat sich die Sonne einen Weg gebahnt und spendet angenehmes und warmes Wetter.

Die Schatten der Türme der Wehrburg deuten auf den Spätnachmittag. Trotzig blickt die Burg ins Tal. Schroff springt im Hintergrund der von Wolken bedeckte Gantkofel hervor und steil und jäh fallen seine Wände ab. Drunten im Tale sieht man wie einen vorgeschobenen Wachtposten eine Burg: Sigmundskron. Dann verfängt sich unser Blick im Qualm und Rauch der Industriezone. Darüber erhebt sich das Ritterhorn. Weiter südwärts verengt sich das Tal gegen die Salurner Klause. Uns gegenüber liegt der Tschöggelberg, eingetaucht in das Licht der Herbstsonne. Dahinter erhebt sich wuchtig und mächtig der Ifinger. Breit öffnet sich das Passeiertal. Doch ein Hügel vor uns mit einem kleinen Kirchlein — St. Hippolyt — nimmt uns die Sicht ins Tal, nach Meran. Links hinterm Kirchlein muß das Schloß Tirol stehen. Unser Blick gleitet von St. Hippolyt über Tisenser Mittelgebirge herüber nach Prissian. Eingebettet in Obst- und Weingärten liegt das Dörfchen. Dort steht ein einfaches Haus, eines, wie viele andere: das Geburtshaus Michael Gampfers, des „Kanonikus“. Schloß Tirol — Passeier — Bozen — Industriezone — Salurn: altbekannte Namen und Bilder, und doch heute klingen sie anders, wecken Erinnerungen, werden Geschichte.

Aber da steht vor uns einer, der unsere Gefühle und Gedanken im Augenblick in Worte zu kleiden beginnt. Einfach und schlicht steht er vor uns, wie aus dem Boden gewachsen. Grau liegt das Haar um seine Schläfen. Tiefe Furchen sind in sein Gesicht gegraben von den Sorgen um das Land und Leben seines Volkes. Es ist Abg. Dr. Karl Tinzl. Sein Blick fällt in die Runde. Dann beginnt er, vor uns Geschick und Geschichte dieses Landes und Volkes zu entrollen.

Er spricht von der Besiedlung durch germanische Völker, die in den Tälern

und Tiefen dieses Landes „die Erfüllung fanden“, die aus ihm fruchtbares Land gemacht haben und weiter südwärts dem Romanischen begegnet sind, aber nicht immer als Feinde, sondern als Freunde. Durch dieses Land sind die Deutschen Kaiser im Mittelalter nach Süden gezogen, hier haben ihre Truppen zum letzten Mal in deutschen Landen Rast gemacht. — Dann gleitet sein Blick hinüber zum Gargazoner Bach, und er erzählt von der ersten Zerreißung des Landes durch die napoleonische Grenze. Er erwähnt, daß man auch 1918 und 1946 an diese Grenze gedacht hat. Aber es sei gelungen, diese Teilung abzuwehren, und „so blieb Südtirol einig: einig im Leid.“ Dann berichtet er von den Friedensverhandlungen 1918 und der Einverleibung Südtirols gegen seinen ausdrücklichen Willen in den italienischen Staat. Die schwere Zeit des Faschismus übergeht er förmlich, offenbar will er an Unrecht, Macht und Willkür jener Jahre weder Zeit noch Worte verlieren. „Man hat das Volk zu italianisieren versucht, und da das ohne Erfolg blieb, italienisch zu majorisieren“ — er schaut hinunter auf die Industriezone. — Aus seinen Worten klingt jedoch kein Resentiment, noch weniger Abneigung oder Haß — er spricht auch von italienischen Freunden —, wohl aber die große Liebe zur Heimat und die Sorge um die Zukunft dieses Landes und Volkes. Er erzählt von den Friedensverhandlungen von 1946 und vom Pariser Abkommen, vom Inkrafttreten der Regionalautonomie und ihren Folgen für uns. Er zeigt die Probleme auf, um deren Lösung es vordringlich geht: Verwaltungsautonomie, Schulautonomie, Zuwanderung usw. Sein Blick geht wieder hinaus ins Land und scheint sich am Reichtum und an der Fülle des Herbstes zu verlieren, gleitet hinüber nach Prissian — Erinnerungen an den Jugendfreund und Mitkämpfer leben wohl in ihm auf. Eine sichtliche Erregung ergreift ihn. Dann formuliert er in knappen Worten, um was es heute in Südtirol geht und was wir wollen. „Wir wollen, daß unsere Heimat deutsch bleibt; wir wollen Deutsche bleiben, hier auf unse-

Verantwortlich für den Inhalt: Klaus Webhofer.
Schriftleiter: Dr. Rainer Seberich; Herausgeber:
Südtiroler Hochschülerschaft; Druck: Athesia;
Bozen. — Eintragung Tribunal Bozen R. St. 3/56,
Dekret vom 18. Juni 1956.

rem angestammten Boden, der unser ist durch den Fleiß und die Arbeit der Väter und Ahnen, die aus ihm eine deutsche Landschaft gemacht haben.“

Langanhaltender Beifall dankt dem Redner. Dieser Vortrag war anders als jene, wie wir sie in diesen Tagen während der Hochschulwochen so zahlreich gehört haben. Aus jedem Satz klang hier das selbst Erlebte und Erlittene und gab ihm seine eigene Prägung. Hier sprach ein Politiker nicht im üblichen Sinne des Wortes, nicht einer von Beruf oder aus Ehrgeiz oder Karriere, sondern aus innerer Verantwortung und Verpflichtung heraus.

Meraner Hochschulwochen 1957

Einige kritische Gedanken

„Der Fahrende Skolast“ hat wiederholt auf die Bedeutung hingewiesen, die Kritik und freie Meinungsäußerung für das geistige Leben gerade unserer Volksgruppe haben. Wir sind deshalb keineswegs ungehalten, sondern im Gegenteil sehr erfreut, daß Bernhard Authier von diesem Recht angesichts der bedeutendsten kulturellen Veranstaltung unseres Landes Gebrauch macht, zu deren Ausbau beizutragen ja ein besonderes Anliegen der Hochschülerschaft sein soll. Da sich die Kritik indirekt auch gegen den Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft richtet, der das Programm der Meraner Hochschulwochen 1957 maßgeblich mitbestimmt und gutgeheißen hat, erübrigt sich die Bemerkung, daß der Meinung B. Authiers keinerlei offizieller Charakter zukommt. Wir bitten nun diejenigen, die diese Meinung im ganzen oder in einzelnen Punkten nicht teilen, nicht unser Blatt zu verdammen, daß es etwas Derartiges überhaupt aufgenommen habe, sondern uns lieber ihre Stellungnahme zuzuschicken, die wir gerne veröffentlicht werden.

Die Schriftleitung

Das Thema war treffend gewählt. Wenn die Meraner Hochschulwochen entsprechend ihrem Leitprogramm europäisches Denken pflegen wollen, so war es nicht zu früh, sich in der heurigen Tagung die Frage nach dem Wert und dem Wesen der Tradition und der — soll sie lebendig sein — notwendig mit ihr verbundenen Veränderung zu stellen. Denn wesentlich für unsere abendländische und damit europäische Kultur ist eine lebensbejahende und dynamische Denkweise. Die philosophische und religiöse Grundhaltung des Abendlandes erkennt im wesentlichen die gestaltende, schöpferische Kraft des menschlichen Geistes an und wertet sie positiv.

Die Art der Bindung des einzelnen an das geistige Erbe der Vergangenheit, die geistige Leistung des einzelnen bei der Veränderung aller Kulturwerte, die Geschichtlichkeit des menschlichen Denkens von der Welt und der Gesellschaft und ihren Funktionen zu studieren, kann also der beste Weg sein, um zur gegenwärtig krisenhaften Problematik abendländischen Denkens vorzustoßen. Dieser direkte Weg grundsätzlicher Fragestellung wurde heuer bei den Meraner Hochschulwochen zum ersten Mal besprochen und sollte auch nicht wieder aufgegeben werden. Er führt uns nämlich zu weit mehr als zu einer bloßen Pflege europäischen Kulturgutes (in Vorlesungen fachwissenschaftlichen Charakters), er kann uns zu icer Art elementaren Philosophie führen, von der unser abendländisches Denken breiter gebildeter Kreise beseelt sein muß.

Da erklingt auf einmal das Südtiroler Heimatlied „wohl ist die Welt so groß und weit...“ Die letzten Melodien verklingen in der Ferne. Nachdenklich und einsilbig gehen wir zu unserem Pullman. Es beginnt vorzeitig zu dunkeln. Die Sonne ist hinter den Wolken verschwunden — es sind keine Gewitterwolken, versprechen aber kühles, schlechtes Wetter — vielleicht auf lange.

Hugo Gamper

Die Südtiroler Hochschülerschaft dankt Abg. Dr. Karl Tinzl für die Freundlichkeit, mit der er sich auch während der Meraner Hochschulwochen zu einem Vortrag zur Verfügung gestellt

Auf diesem Wege können die Meraner Hochschulwochen ihre vornehmste Aufgabe erfüllen: sie können dazu beitragen, die Bildungsnot von Jung- und Altakademikern zu lindern und sie in ein lebendiges Verhältnis zum allgemeinen Bemühen um eine Neuorientierung in der Weltanschauung bringen. Nicht durch Bereicherung an speziellem Fachwissen, sondern durch grundsätzliche Fragestellung kann dieses Ziel erreicht werden. In dieser kurzen Stellungnahme will ich nun nicht in einzelnen auf den Inhalt der verschiedenen Vorlesungen und Abendvorträge näher eingehen, die den Weg zur Lösung der gestellten Aufgabe teilweise sehr erfolgreich besprochen haben, sondern vielmehr aufzeigen, welche geistige Haltung bei einer solchen akademischen Veranstaltung nicht in die Konzeption der bezeichneten Aufgabe der Meraner Hochschulwochen passen will.

Da bietet sich uns geradezu symbolhaft die Tatsache an, daß der Bedeutung der Naturwissenschaften, insbesondere der Physik (die einzige naturwissenschaftliche Vorlesung: „Entwicklung und Vererbung“ von Univ.-Prof. Dr. Hans Asperger war zum großen Teil eine ausgedehnte Spezialvorlesung über die Mendelschen Gesetze, im übrigen noch ein Gespräch in Sentenzen über Randfragen der Vererbungslehre) in dieser unserer „abendländischen Wandlung“ bei uns zu Lande nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Tatsache, daß eine diesbezügliche Vortragsreihe geplant war, kann diesen Vorwurf nicht entkräften, da die bezeichnete Teilnahmslosigkeit nicht allein im Ausfall dieser Vortragsreihe sichtbar wird.

Noch viel erschreckender und auf dieselben Wurzeln zurückgehend ist eine bei uns weit verbreitete geistige Haltung, welche die Notwendigkeit grenzenloser und unbefangener geistiger Aufgeschlossenheit nicht sieht oder sie nicht darzutun wagt. Damit eine abendländische Wandlung kraftvoll sich vollziehen kann, genügt es nicht, mit dem Rüstzeug einer Weltanschauung an einer verworrenen, sich in Auflösung befindlichen Kulturgesinnung Wiederbelebungsversuche anzustellen und dabei andere geistige Bemühungen im abendländischen Denken zu ignorieren. Eine solche Haltung kann diese abendländische Wandlung hemmen. Daß aber eine solche Haltung die Veranstalter beseelt, ging aus ihren überbetonten Beteuerungen der Katholizität dieser akademischen Veranstaltung hervor.

Um an einer wesentlichen Erneuerung unseres abendländischen Denkens lebendig teilhaben zu können, bedarf es einer

weltweiten, unbefangenen Aufgeschlossenheit, bei grenzenloser Infragestellung aller unserer elementaren kulturgebildenden Gedanken. Wir können hier den Versuchen zu einer Neuorientierung und Neuordnung abendländischen Denkens nicht im einzelnen nachgehen. Die besten Gedanken zu einem solchen Unternehmen kommen aber nicht allein aus der Haltung katholisch konformer Weltanschauung, nicht aus einer Haltung, für die die Philosophie eine Sklaverei der Theologie ist, sondern aus einer solchen, für die „Philosophieren das wesentliche Fragen ist, das sich keine Grenzen setzen läßt.“

Die Veranstalter der Meraner Hochschulwochen haben es sich wohl zur Aufgabe gemacht, abendländische Kultur, so wie sie in Südtirol spezifische Gestalt angenommen hat, vor restloser Stagnierung zu bewahren und können dies auch dadurch erreichen, daß sie für den Akademiker eine Studienveranstaltung schaffen, bei der er in der ihm gemäßen Sprache und Form des Denkens an das lebendige Kulturbemühen seiner geistigen Heimat Anschluß finden kann. Alle an der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen Verantwortlichen gehen aber an der Lösung der Aufgabe vorbei, wenn sie nicht auch weltanschaulich die geistige Heimat weiter stecken. Für unser Land gibt es keine Patentlösung im allgemeinen Kulturbemühen. Nur grenzenlose Fragestellung kann uns vor geistiger Degeneration bewahren. Ich glaube nicht, daß einer unter uns den möglichen Schwanengesang weltanschaulicher Inzucht gegen jene Werte eintauschen möchte, welche uns im Anschluß an grenzenlos offenes Kulturbemühen erwachsen können. Unsere akademische Jugend zeigt erfreulicherweise zu einem großen Teil einen natürlichen Sinn für die Bedeutung eines unbefangenen Denkens. Der ungewöhnlich reiche Beifall bei dem Abendvortrag von Henry Pleasants über die „Problematik der modernen Musik“ machte sich wie eine Erlösung fühlbar, weil hier der Vortragende im Denken, wenn auch nur über Musik, ungewöhnliche Unbefangenheit zeigte. Wo überall sonst in den Vorträgen, die ja auf dem Boden der katholischen Weltanschauung standen, Seitenhiebe auf das Konventionschristentum oder auf konventionelles Kulturlieben überhaupt gewagt wurden oder gar die Geschichtlichkeit autoritativer Wahrheiten aufgezeigt wurde, da wurde solche Haltung dankbar aufgenommen.

Es mögen sich alle, die an der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen sich große Verdienste erwerben können, bewußt werden, daß ein großer Teil unserer akademischen Jugend unter dem Druck weltanschaulicher Bevormundung leidet und in der Entfaltung ihres geistigen Lebens gehemmt wird. Es mögen alle bedenken, ob die Meraner Hochschulwochen so ihre vornehmste Aufgabe, jungen Menschen auf ihrem Weg zu einem umfassenden Denken über Gott und Welt beizustehen, lösen, ohne sich gleichzeitig mit zu schwerer Schuld zu beladen.

Wenn in Meran abendländisches Denken, in der für den Südtiroler einzigen natürlichen und gemäßen Art, nämlich in Anschluß an den deutschsprachigen Kulturraum, eine Neuorientierung erfahren soll, so kann dies nur in Hinblick auf eine tiefgreifende Wandlung des abendländischen Denkens geschehen.

Bernhard Authier

„TRADITION UND FORTSCHRITT“

SONDERBEILAGE DES „FAHRENDEN SKOLASTEN“

Der rechte Ausgleich

Wir glauben nicht, daß von Interesse die Rede sein kann, wo etwas einfach hingenommen wird, ohne Kommentar und ohne Kritik. Denn nichts bekundet besser das Interesse an einer Sache, als die Diskussionen, die sie auslöst.

Die Meraner Hochschulwochen, die im vergangenen September bereits zum vierten Mal die kulturbegeisterte Jugend Südtirols zur Pflege europäischen Denkens zusammengeführt haben, gehören nunmehr zu den anregendsten Diskussionsthemen unserer Studenten. Die allgemeine Zustimmung, die diese erfolgreiche Initiative des Südtiroler Kulturinstitutes gefunden hat, kommt nicht allein in der ständig wachsenden Beteiligung, in den fast durchwegs positiven Urteilen über die vergangenen vier Tagungen und in den Bezeugungen der Anerkennung und Dankbarkeit zum Ausdruck, sondern auch in den kritischen Äußerungen jener Kollegen, die an den gemeinsamen Bemühungen der Veranstalter und der Hochschülerschaft noch einiges zu bemängeln haben. Ihre Kritik mag noch so heftig und anmaßend sein, sie mag uns noch so unangenehm berühren, sie mag berechtigt sein oder nicht: einem offenen Wort müssen wir immer Gehör schenken. Denn es beweist nichts weniger, als daß die Meraner Hochschulwochen die Teilnehmer tatsächlich angesprochen haben, daß die Hochschüler sie nunmehr als ihre ureigene Sache betrachten und daß sie alle schließlich bereit sind, ihren Beitrag zu leisten. Es wäre ja frostlos und undankbar, wenn unsere Hochschüler zu allem, was man für sie unternimmt, nichts anderes zu sagen wüßten als: „Besser hätte es nicht sein können!“ Frostlos vor allem für den, der sich um die Hochschüler bemüht.

Aus dieser Ueberzeugung heraus können wir deshalb auch in dieser Sache über Kritik niemals ungehalten sein, selbst dann, wenn man unsere Intentionen verkannt oder falsch gedeutet hat.

Es ist an uns, zu widerlegen und aufzuklären. Zuerst aber das Wort den Kritikern.

Tradition und Fortschritt, das Thema der letzten Tagung, bilden, miteinander verbunden im europäischen Gedanken, wohl den ideellen Rahmen der Meraner Hochschulwochen überhaupt. Denn Europa ist beides: Tradition und Fortschritt. Dem rechten Ausgleich zwischen den Werten der Tradition und denen des Fortschrittes sollen unsere geistigen und politischen Bemühungen um unser zukünftiges Vaterland Europa

BEWEIS DES KULTURWILLENS

Es war eine Tat, als vor nunmehr vier Jahren das Südtiroler Kulturinstitut die Meraner Hochschulwochen ins Leben rief. Es ging dabei von der Erkenntnis aus, daß die Pflege der muttersprachlichen Kultur der Kern jeder Volkstumsarbeit ist und daß es nicht genügt, die Vergangenheit einer Kultur wie in einem Museum zu bewahren, sondern daß man trachten muß, in ehrfurchtvoller Verpflichtung dem Erbe gegenüber durch ein lebendiges Kulturleben in der Gegenwart für die Zukunft zu wirken. Nicht nur für die Zukunft des eigenen Volkes. Wenn es wahr ist, daß Grenzstämme eine Mittler- und Brückenfunktion zwischen den Völkern und Kulturen auszuüben haben, dann ist die Pflege der eigenen Kultur für sie eine europäische Aufgabe.

Nun besteht aber bei einer kleinen Volksgruppe wie der unseren, die im Randbezirk der Mutterkultur um ihre Existenz kämpft, stets die Gefahr, daß über den Problemen des Ortes und des Augenblicks die geistigen Entscheidungen, in denen sich die Menschheit befindet, übersehen werden, daß sich der Horizont verengt und die eigene Kultur, starr geworden, der fremden nicht widerstehen kann. Der gängige Kulturbetrieb mit Theater- und Musikveranstaltungen, Kunstausstellungen und Trachtenfesten kann nicht ausreichen, es braucht ein ständig erneutes Nachdenken über die Grundlage all dieser kulturellen Bestrebungen, ein bewußtes Erarbeiten der Güter, die die Kulturgemeinschaft hervorgebracht hat und hervorbringt.

Wer kann leugnen, daß sich die Gefahr einer kulturellen Erstarrung auch am blauen Südtiroler Himmel abzeichnet hat? Hätte nicht der Faschismus durch 20 Jahre das deutsche Kulturleben in Südtirol zu ersticken versucht und die Intelligenzschicht zum Aussterben verurteilt? Der Anschluß an die kulturellen Bewegungen des Mutterlandes und Europas war auch nach dem Zusammenbruch der Gewaltherrschaft nicht gleich wieder gefunden worden. Die Hochschüler, die ja in erster Linie zu dieser Sendung berufen gewesen wären, studierten 1954 zum Großteil in Italien, weniger aus kultureller Aufgeschlossenheit, sondern einfach, weil ihnen damals die ausländischen Studientitel noch nicht anerkannt wurden, und setzten verständlicherweise die Vorbereitung auf den späteren Beruf über die Auseinandersetzung mit geistigen Problemen.

Ihnen vor allem wandte sich die Sorge des Kulturinstitutes von Anfang zu. Für sie vor allem wurden die Meraner Hochschulwochen geschaffen, sie sollten über das Fachwissen hinaus in ihrer Muttersprache einen Ueberblick über die wesentlichen Fragen der abendländischen Kulturgemeinschaft im Sinne

eines „studium generale“ erhalten und zur Auseinandersetzung mit diesen Fragen angeregt werden. Der Kontakt mit ausländischen Kollegen sollte diese Bemühung fördern.

Es ist klar, daß das Kulturinstitut damit eine ungeheuer wichtige, aber auch äußerst verantwortungsvolle und schwierige Aufgabe übernommen hatte. Es befand sich etwa in der Rolle eines Arztes, der überlegen muß, was er einem unterernährten Kranken an Nahrung zuführen darf. Es sollte ja keine Verwirrung in den Köpfen entstehen, sondern ein organischer Aufbau angestrebt werden. Daß eine Veranstaltung in Südtirol, die sich die Pflege europäischen Denkens zur Aufgabe setzt, in der Grundlage der europäischen Kultur, nämlich der christlichen Weltanschauung fest verankert ist, dürfte selbstverständlich sein. Aber das muß, wie die Entwicklung der Hochschulwochen beweist, nicht Einschränkung des Horizontes und Uebergehen von Problemen und Ergebnissen der Forschung bedeuten. Von der Beschränkung auf die Geisteswissenschaften gelangte man im Laufe der Zeit zu immer vielseitigerer und umfassenderer Fragestellung, indem die Wünsche der inzwischen entstandenen und erstarkten Südtiroler Hochschülerschaft in weitestem Maß berücksichtigt wurden. Das jugendliche Vorwärtsdrängen, das, allein gelassen, wohl kaum diese Veranstaltung bruchlos in die Höhe geführt hätte, verband sich mit der Erfahrung verantwortungsbewußter, vorsichtiger Männer, und in dieser Zusammenarbeit liegt der Grund zum Erfolg der Meraner Hochschulwochen.

In mehr als einer Hinsicht stellen die Meraner Hochschulwochen 1957 einen vorläufigen Höhepunkt dar. Allein die Zahlen sprechen deutlich: von zirka 70 Teilnehmern im Jahre 1954 sind wir auf 111 Südtiroler und 38 ausländische Hochschüler gekommen, die Lehrerinnen, die Altakademiker und die Geistlichen, die an der Tagung teilgenommen haben, nicht gerechnet. Vor allem aber war es das Generalthema „Tradition und Fortschritt“, das allein schon die Teilnehmer anzog; gerade die Südtiroler akademische Jugend kennt die Schwere und Dringlichkeit dieses Problems. Die Anteilnahme an den Vorträgen, für die Wissenschaftler ersten Ranges gewonnen werden konnten, war sehr reg.

Gewiß wird sich manches noch verbessern lassen können, und das darf man nicht aus dem Auge verlieren. Das hindert uns aber nicht zu sagen: die Meraner Hochschulwochen haben eine aufsteigende Entwicklung genommen. Sie sind, als die bedeutendste kulturelle Veranstaltung unseres Landes ein Beweis für den Kulturwillen unserer kleinen Volksgruppe. Sie sind das Ergebnis einer weitschauenden Kulturpolitik,

die eben deshalb dieses Prädikat verdient, weil sie die Grenzen aufzureißen versucht, die uns von Europa und seiner kulturellen Entwicklung trennen. Diesen Anschluß an das geistige Leben des Mutterlandes wieder zu finden, ist eben jenes ureigene Anliegen der Südtiroler Hochschüler, das sie in den Meraner Hochschulwochen und durch sie verwirklicht sehen möchten. Wer weiß, welche kleinen und großen Schwierigkeiten zu überwinden waren und wieviel Kraft, Zeit und Mittel auf dieses Werk verwendet wurde, der kann den Veranstaltern nur die höchste Anerkennung zuteil werden lassen. Dem Südtiroler Kulturinstitut und dem stets einsatzbereiten Organisator der Meraner Hochschulwochen, Prof. Dr. Eugen Thurnher, gilt unser aller Dank.

Rainer Seberich

Feierlicher Auftakt

Die Klänge eines Beethoven-Quartetts leiteten die Eröffnungsfeier im kleinen Saal des Meraner Kurhauses ein. Der Präsident des Südtiroler Kulturinstitutes, Dr. Fritz Egger, begrüßte Teilnehmer und Ehrengäste. Er hob u. a. die Bedeutung hervor, welche dieses alljährliche Treffen für die Südtiroler Hochschüler hat, die an so vielen Universitäten verstreut leben, und erläuterte in schwungvollen Sätzen das Generalthema. Der europäische Gedanke, der den Meraner Hochschulwochen zugrunde liegt, kam in der Rede Franz v. Walthers besonders zum Ausdruck: „Schließlich erwarten wir uns von Europa auch ein Vaterland.“ Vizebürgermeister Huber hieß die Gäste namens der Stadt Meran herzlich willkommen. Von der großen Umformungskrise, in der sich die Menschheit heute befindet, sprach der Landeshauptmann, Ing. Pupp, und nannte als Bundesgenossen die katholische Kirche.

Nun folgte der Eröffnungsvortrag des Innsbrucker Universitätsprofessor Doktor Richard Strohal, welcher in schlichter, aber klarer und eindrucksvoller Weise das Thema „Vom Bildungswert der Tradition“ behandelte. Am Gleichnis der körperlichen Weiterbewe-

zung, die ein Widerstand leistendes Medium braucht, und des Gebäudes, wo die an dessen Errichtung arbeitenden höheren Kräfte nichts ausrichten können ohne das Fundament, erläuterte der Vortragende das Verhältnis von Tradition und Fortschritt. Tradition bezeichnet sowohl die Gesamtheit des Ueberlieferten als auch den Vorgang der Ueberlieferung selbst. Unter den Gegenständen der Ueberlieferung nimmt die wissensmäßige rationale Tradition nur einen geringen Teil ein gegenüber der Fülle von Ueberliefertem, das unsere „Umwelt“ und unsere Lebensgewohnheiten bis ins Gefühlsleben hinein beeinflusst und bestimmt. Tradition als Autorität wird zur Instanz, deren Urteile und Normen auf Grund einer gewissen Vertrauensbeziehung anerkannt und befolgt werden. In der abendländischen Geschichte haben Zeiten, in denen die Hochschätzung der Tradition übermäßig stark war, mit solchen gewechselt, in denen sich eine mehr dynamische Forschung weit über das tradi-

1. Woche:

Anthropologie und Geschichte

Nachdem man am Sonntagabend beim wohlgelungenen Gesellschaftsabend, zu dem eine Studentenkapelle spielte, alte Bekanntschaften und Freundschaften erneuert und neue geschlossen hatte und so der gesellschaftliche Unterbau für die Dauer der Tagung gesichert war, begannen am Montag, den 2. September, die Vorlesungen. Wie im vergangenen Jahr fanden sie im leider wenig festlichen Turnsaal der Lehrerbildungsanstalt statt. Die bewährte Tageseinteilung wurde beibehalten: Den Vormittag füllten die Vortragszyklen, der Nachmittag blieb frei für organisierte oder private Ausflüge und Spaziergänge in die Umgebung Merans sowie für die Diskussionen über die Vortragszyklen, den Abend schloß jeweils ein Vortrag über ein aktuelles Problem, sofern sich daran nicht noch inoffizielle Veranstaltungen anschlossen, zu denen die gemütlichen Gasthäuser der Passerstadt die Teilnehmer einluden.

Es ist unmöglich, die Fülle grundlegender Gedanken, die den Teilnehmern in den Vorträgen geboten wurde, hier vor

tionelle Maß erhoben hat. Sich ganz von „der Tradition“ zu lösen, ist natürlich unmöglich. Gerade der Lernende ist in einem Maß auf Tradition angewiesen, dessen Größe man kaum klarmachen kann. Das Individuum, ohne Tradition auf sich selbst gestellt, wäre in seinem beschränkten Erfahrungskreis nicht in der Lage, auch nur mit den einfachsten Problemen des Lebens fertig zu werden. Der Vortragende schloß mit einem Zitat aus einem modernen physikalischen Lehrbuch:

„Glaubst du etwas entdeckt zu haben, was zu einem Einwand Anlaß gibt? Glaubst du, eine schwache Stelle gefunden zu haben? Oder hast du einen Gedanken, der der Lehre eine andere Wendung gibt? Geh deinen Ideen auf jeden Fall nach, vielleicht stehst du am Beginn eines Weges, der dich zu einer großen Entdeckung führt. Aber vorher gestatte, daß ich die Schätze vor dir ausbreite, die jene gesammelt haben, die sich schon vor dir in diese Dinge vertieft haben.“

unseren Lesern auszubreiten. Wir können uns auf die Andeutung des Wichtigsten beschränken, da Aussicht besteht, einen guten Teil der Vorträge in den nächsten Nummern des „Fahrenden Skolasten“ zu veröffentlichen. Wir bitten darum Leser und Vortragende um Nachsicht mit der Unzulänglichkeit unserer Berichterstattung.

Persönlichkeit und Überlieferung

Die Hauptvorlesungen der ersten Woche waren geisteswissenschaftlichen Themen gewidmet. Prof. Dr. Karl Holzamer gab die philosophisch-pädagogische Grundlegung des Problems von Tradition und Ueberlieferung. Die Frage, was aus dem Gewordenen und vom Menschen Geschaffenen zu bewahren sei und was wir in der Tat auswechseln und neuen Plänen dienstbar machen müssen, setzt ein Bild vom Wesen des Menschen voraus. Dieses ist bestimmt vom Dualismus Individuum-Person. Damit faßt Prof. Holzamer die Doppelschichtigkeit des Menschen in Begriffe, der einerseits als natürliches Wesen einmalig, bestimmt, unfrei ist, durch seinen Geist aber an einem Allgemeinen teilhat und einer willentlichen Selbstbestimmung fähig ist. Sowohl als Individuum wie als Person ist er aber keineswegs vereinzelt, sondern steht in einem Sozialzusammenhang, der nach den Kategorien Zeit und Raum als Geschichte und gegenwärtige Welt erscheint. Entscheidend für die Stellung des Menschen in Welt und Geschichte ist seine Möglichkeit, die eigene Entwicklung und die Umwelt weitgehend, wenn auch innerhalb der Grenzen seiner individuellen Prägung, selbst zu bestimmen und damit seine Humanität zu verwirklichen oder von ihr abzufallen.

Die Geschichte zeigt darum weder einen gleichmäßigen Fortschritt noch ein Sterben und Vergehen, sondern, nach der geschichtsphilosophischen Anschauung Holzamers, eher ein Auf und Ab, je nachdem, ob es einer starken Minorität gelingt, positive Entscheidungen durchzusetzen. In der

Der echte Ausgleich

und unsere engere Heimat gelten. Nur in diesem Ausgleich sehen wir auch die Rettung aller geistigen Güter, die uns gegeben sind und die zu erhalten uns wertvoll erscheint. Aber die Frage, worin dieser Ausgleich besteht, kann nicht so bald eine endgültige Beantwortung erfahren. Die Meraner Hochschulwochen haben uns erfolgreich den Weg gewiesen und werden ihn noch erfolgreicher weisen. Aber die Frage selbst steht zur Diskussion.

Es ist das eine Diskussion, die großes Verantwortungsbewußtsein und großen geistigen Einsatz erfordert und der es oft an Heftigkeit nicht fehlen wird. Ihr soll sich keiner entziehen: vor allem nicht jene, die mit unseren bisherigen

Bemühungen um die Meraner Hochschulwochen nicht einverstanden sind. Das wird uns nur rascher zur Klarheit führen.

Und wenn so mancher von unseren Scharfschützen in der Hitze des Gefechtes jede Rücksicht und Vorsicht zu verlieren scheint, so mögen doch unsere älteren Freunde und Gönner zu unserem jugendlichen Eifer Geduld und Verständnis zeigen und mit dem Dichter lächeln und denken:

Doch sind wir auch mit diesen nicht gefährdet.

In wenig Jahren wird es anders sein:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,

Es gibt zuletzt doch noch e' Wein.

Franz Walther

gegenwärtigen Situation drängt sich dem Menschen vor allem eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen der modernen Technik auf. Technik gehört als Kulturercheinung zu den Wesensnotwendigkeiten des Menschen. Professor Holzamer definierte sie als vergegenständlichte Wesensanschauung der Welt, zum Zwecke der Beherrschung der Natur und zur Erleichterung und Vervollkommnung des menschlichen Daseins. Das Zweckhafte an der Technik schien der Vortragende allerdings mehr als Begleiterscheinung aufzufassen, da er auch den Fortschritt in der Technik allein von der zwecklosen Beschäftigung mit dem Gegenstand ableitete, von der Wesenserfassung, die sich zunächst in der Sprache vollzieht. Sprache und inneres Anschauen der Welt gehören zusammen.

Es gibt aber charakteristische Merkmale, die die heutige Technik von jener der vergangenen Jahrhunderte unterscheiden. Und in ihnen liegen auch die Gefahrenmomente der modernen Technik. Holzamer nennt drei: 1. die Massenverbreitung, wodurch die technischen Güter zwar in aller Hand kommen; die Menschen wissen aber nicht um den sinnvollen, beherrschenden Gebrauch dieser Güter und finden sich damit in der Rolle des Zauberlehrlings; 2. die Perfektion, die zwar zu peinlich genauem Denken und Arbeiten erzieht, aber, auf die Kunst angewendet, diese entseelt; 3. der Funktionalismus, der Automatismus, der aber nicht mehr bloß einzelne Organe des Menschen ersetzt, sondern ihn selber zum bloßen Zubringer macht, während er ihn auch zum Naturbeherrscher machen könnte.

An diesem Punkt löste nun der Pädagoge Holzamer den Philosophen ab. Seine Fähigkeit, gerade junge Leute anzusprechen und zum Sprechen zu bringen, hatte sich in der Diskussion gezeigt, die den Wunsch des Vortragenden, einen Dialog mit seinen Zuhörern zu führen, wahr machte. Dem nun folgenden Vortrag „Tradition und Konvention“ wandte sich deren Interesse ganz besonders zu. Die Abgrenzung der beiden Begriffe vollzog sich in mehreren Stufen, wobei zuletzt als Konvention das angesprochen wurde, was lediglich mit Rücksicht auf den allgemeinen Gebrauch übernommen wird, während zur eigentlichen, lebendigen Tradition die innere Zustimmung des Übernehmenden gehört, die aus einer Wertkenntnis kommt. Prof. Holzamer stellte hierbei eine Wertskala der traditionswürdigen Dinge auf, zu deren innerstem Kreis die religiös-sittlichen Güter, dann aber auch Sprache und Sprachgüter gehörten. Keineswegs dürfe man die Tradition unbesehen hinnehmen und sich dem Fortschritt versperren, es sei vielmehr eine sorgfältige Analyse und Diagnose zu vollziehen, und zwar zunächst von einem engeren Kreis, wie er sich beispielsweise in Meran gefunden habe, der aber in die Breite wirken müsse, um jenem gefährlichen Relativismus zu begegnen, welcher eine Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Höher- und Minderwertigem verunmöglicht. Dieses Unterscheidungsvermögen muß der Mensch wieder gewinnen. Nicht die Möglichkeiten, die die moderne Technik dem Menschen bietet, darf diesen bestimmen, sondern sein eigener Wille, der das für ihn Brauchbare auswählt, gemäß jener Polarität, in die der Mensch in allen Bereichen seines Lebens gestellt ist.

Das Wesen der geschichtlichen Krise

Mit Spannung waren die Vorträge Prof. Franz Schnabels (München) erwartet worden. Die Zuhörer erlebten hier, wie sich einem bedeutenden Historiker, der zugleich in seiner sprachlichen Präzision und menschlichen Vorliebe ein echter akademischer Lehrer ist, in den Fakten der Geschichte die bewegenden Kräfte enthüllen. Ausgehend von der immer noch grundlegenden Abhandlung Jakob Burckhardts über die geschichtlichen Krisen spürte Prof. Schnabel den Wurzeln nach, aus denen die „weltgeschichtliche Krise planetarischen Ausmaßes“ erwachsen ist, in der wir heute stehen, ohne daß wir uns ihres Ausmaßes bewußt werden. Ihr Ursprung liegt im 14. Jahrhundert, als mit dem Aufkommen des Nominalismus die Abwendung von der Welt des Geistes, der Ideen zum Diesseits, zu den Einzeldingen vollzogen wird. Die geistige Revolution greift nach und nach auf die verschiedenen Lebensbereiche über; die korporative Ständeordnung wird angegriffen, mehr geahnt als gedacht brechen sich die neuen Gedanken im Volk Bahn, von ihnen geht die religiöse Mystik aus, die die Erfahrung des einzelnen in den Mittelpunkt stellt, auch die Staatsauffassung des von radikalen Ratgebern umgebenen Ludwig des Bayern, die sich der Vertragslehre nähert, und der Humanismus, der sich Epikuräern und Atomisten verwandt fühlt, fließen aus dieser Quelle. Die individualistische Auffassung vom Staat als einer auf dem Vertrag beruhenden Institution hat in Hugo Grotius ihren größten Verkünder erhalten, der jedoch nicht ein Anhänger des Nominalismus war, sondern vielmehr versucht hat, die Idee der Gerechtigkeit scharf herauszuarbeiten, und so der Vater des modernen Völker- und Naturrechts geworden ist, trotz der Inkonsequenzen, die sein Werk aufweist. Die konsequente Ableitung des Staates aus den Zwecken der Individuen führt dagegen, aller europäischen und christlichen Tradition zuwider, bei Thomas Hobbes zum Mo-

nismus des Staates, den wir in den totalitären Staaten der Gegenwart in erschreckender Weise verwirklicht sehen. Die individualistische Gesellschaft hat sich seit dem 18. Jahrhundert in der industriellen vollendet. Aus den denkwürdigen Versuchen von Reformern wie dem französischen Minister Turgot und in Deutschland dem Freiherrn vom Stein sind die kritischen Momente des 18. und 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Die Gedanken von der Freiheit der Personen und der Sachen, von der freien Arbeit und dem freien Lohnvertrag, von der Gleichheit vor der Steuer brachten zwar eine Steigerung der Produktivität in den damals „unterentwickelten“ Gebieten Europas; die Bettlerheere der Barockzeit verschwanden in den Manufakturen und Fabriken! doch Spekulanten bemächtigten sich des bäuerlichen Bodens, der Lohn des Arbeiters wurde durch Angebot und Nachfrage bestimmt und das bedeutete bei der rasch ansteigenden Bevölkerung Hungerlohn, der Zwang des Absatzes führte zum Kolonialismus übelster Prägung. Der Kapitalismus, an den die Reformen nicht im mindesten gedacht hatten, beherrschte das 19. Jahrhundert und so wurde der Schutz der wirtschaftlich Schwächeren zu dessen Zentralproblem, zur „sozialen Frage“. Sie fordert wieder ein Denken in Universalideen, ein Naturrecht, neue Bindungen und eine Autorität der Führung. Die Vorträge Prof. Schnabels belegten die bereits zu Anfang in Anlehnung an J. Burckhardt ausgesprochene Erkenntnis, daß die Geschichte nie zu Ende ist, weil das fortschreitende Leben mit vielen Verbesserungen stets doch auch neue Ungewissheiten hervorruft, und daß das letztlich Bewegende ein „Drang zu periodischer großer Veränderung in dem Menschen“ ist. Aus den Erwägungen Prof. Holzamers und der Darstellung Prof. Schnabels ergaben sich viele gemeinsame Anknüpfungspunkte, die von den Vortragenden in fruchtbarer Weise ausgenützt wurden. So zeichneten sich die Vortragszyklen der ersten Woche durch besondere Geschlossenheit aus.

2. Woche:

Rechtswissenschaft und Biologie

Im zweiten Teil der Meraner Hochschulwochen wurde die allgemeine Problemstellung „Tradition und Fortschritt“ vom Standpunkt des Juristen und Naturwissenschaftlers her beleuchtet. Zwei Vortragsreihen standen auf dem Programm: „Tradition und Fortschritt im Staatsrecht“ von Univ.-Prof. Dr. Antoniolli (Wien) und „Entwicklung und Vererbung“ von Univ.-Prof. Dr. Asperger (Innsbruck). Schon der Umstand, daß sich die Reihen im Vortragssaal bis zur letzten Stunde nicht lichteteten, kann als Beweis für das rege Interesse der Zuhörerschaft an den beiden Themen gewertet werden.

Tradition und Fortschritt im Staatsrecht

Zunächst muß man sich der Schwierigkeiten, die jedem Vortragenden im Rahmen einer Veranstaltung, wie es die Meraner Hochschulwochen sind, begegnen, bewußt werden. Ist doch der Bildungsgrad der einzelner Zuhörer in den verschiedenen Fachrichtungen allzu unterschiedlich. Prof. Dr. Antoniolli hat

es nun aber glänzend verstanden, Juristen und Nicht-Juristen gleichermaßen anzusprechen. Durch seinen lebendigen, durch viele Beispiele erhellen Vortrag gelang es ihm, den an sich trockenen Stoff interessant und lebensnahe zu gestalten und so gerade auch den Nicht-Juristen mühelos auf die ihm ungewohnten Bahnen des juristischen Denkens zu lenken. Ausgehend von der Rechtsvorstellung des modernen Staates, nach der das Recht „eine vom Staat geschaffene Zwangsordnung“ ist, zeigte der Redner die Schwierigkeiten und Gefahren, aber schließlich auch die hoffnungsvollen Möglichkeiten im modernen Recht auf. Macht sich auch, und zwar besonders in der heutigen Zeit, ein offenes Mißbehagen gegenüber dem Staate bemerkbar, so ist die staatliche Zwangsordnung doch die Voraussetzung und Sicherung des Gemeinschaftslebens und macht große Kulturleistungen erst möglich. Leider aber gibt es auch ein „schlechtes Gesetz“ und die Frage, wie der Bürger sich vor dem schlechten Gesetze schützen kann, ist eine der wesentlichen Fragen, mit denen sich der

Rechtswissenschaftler auseinandersetzen muß. Aussichtsreiche Wege weisen hier die Verwaltungsgerichtsbarkeit und die Verfassungsgerichtshöfe. Als Vize-Präsident des österreichischen Verfassungsgerichtshofes war Prof. Antonioli in der Lage, an vielen praktischen Beispielen die Tätigkeit und die Ziele dieser beiden erst jungen Einrichtungen darzulegen, und er kam zu dem Schlusse, daß diese durchaus positiv zu bewerten seien, wenn man auch in verschiedenen Ländern von deren Verwirklichung noch immer Abstand genommen hat. Allerdings sind auch hier Grenzen gesetzt und zwar Grenzen, die schon in der Grundvoraussetzung bedingt sind und daher zunächst unüberwindbar scheinen. So kann der Verfassungsgerichtshof zwar ein Gesetz für verfassungswidrig erklären, ist aber machtlos, wenn die Verfassung selbst, also das vom Staate geschaffene Recht „schlecht“ ist. Eine Lösung ergibt sich hier nur, wenn man eine objektive, in der Natur der Dinge liegende Rechtsordnung, der selbst der Staat unterworfen ist, anerkennt. Diese Ansicht dringt heute immer mehr in den Vordergrund, so verschieden man auch über Herkunft und Ursprung einer solchen Ordnung denken mag. In dieser Richtung erwartet sich Prof. Antonioli eine völlige Neuorientierung des juristischen Denkens und die Überwindung der im Wesen des herkömmlichen Rechtsdenkens begründeten Mängel und Schranken.

So hat der von Lebensmut und Zuversicht erfüllte Vortrag und die vielen Aussprachen in persönlicher Begegnung mit Prof. Antonioli gerade auch uns Südtirolern, die wir vielleicht zu wenig Vertrauen in die Zukunft setzen und allzu bald das Wort „da kann man leider nichts machen“ in den Mund nehmen, den Gesichtskreis erweitert und uns neue Impulse und wertvolle Anregungen gegeben.

Entwicklung und Vererbung

Was Prof. Dr. Asperger betrifft, so kann man wohl behaupten, daß seine Vorträge von allen Teilnehmern mit besonderem Interesse erwartet wurden, hat man doch naturwissenschaftliche Themen bei den Meraner Hochschulwochen schon lange vermisst. Allerdings muß man auch hier wissen, daß es nicht dem Zwecke dieser Hochschulwochen entspricht, wissenschaftliche Fachvorlesungen zu halten. Solche würden, sollten sie allgemein verständlich sein, gerade Hörer wissenschaftlicher Fächer unter den Hochschülern unbefriedigt lassen. Ja, es ist wohl so, daß bei Veranstaltungen im Sinne des „studium generale“ den größten Gewinn aus den einzelnen Vorträgen gerade jeweils die Nicht-Fachleute zu schöpfen vermögen. Prof. Asperger war sich dieser Umstände offenbar bewußt und trug ihnen voll auf Rechnung. Sein Vortragsthema „Entwicklung und Vererbung“ auf die Vererbung allein beschränkend, gab er zunächst einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Erblehre, erläuterte dann in zwei weiteren Vorträgen die Mendelschen Gesetze und machte seine Zuhörer zugleich mit einer Menge von Begriffen aus der Genetik vertraut. Der Vortragende wies sodann auf die mannigfachen, schwer überschaubaren und deswegen allzu oft unterschätzten Gefahren hin, die in der erbändernden Wirkung verschiedener chemischer Stoffe wie etwa Schädlingsbekämpfungsmittel oder auch Antibio-

tika liegen. In diesem Zusammenhang würden auch die heute so viel diskutierten Gefahren radioaktiver Strahlen erwähnt, deren besondere Wirksamkeit sich aus dem Umstände ergibt, daß sich Strahlungsschäden durch Jahre hindurch addieren können. In den beiden letzten Vorträgen kam Prof. Asperger schließlich auf die schwere Problematik der Eugenik zu sprechen und berührte hier außerordentlich tiefgreifende Fragen. Der Wissenschaftler und Arzt ist hier vor Entscheidungen gestellt, die weit über den medizinischen Bereich hinaus in das Weltanschauliche, Sittliche und Religiöse übergreifen. So großartig der Gedanke der Verhinderung erbkranken Nachwuchses auch sein mag, erhebt sich doch sogleich die Frage, wer über die Lebensberechtigung eines Menschen entscheiden soll und nach welchen Kriterien. Ja, jeder Versuch, einen Menschen zu Experimenten solcher Art auf den Operationstisch zu zerren, ist notwendig ein Verbrechen, weil es keinen Halt mehr gibt, wenn man erst einmal den Wert und die Würde des Menschen als solchen mißachtet. Hier zeigt sich vielleicht am unmittelbarsten, wohin die Preisgabe gewisser sittlicher Grundprinzipien mit unheimlicher Konsequenz

führt. Die Lösung muß vielmehr in der Förderung des Erbgesunden gefunden werden. Hier ergeben sich wichtige Aufgaben des Staates in Bezug auf die Sozialgesetzgebung, Müttererschutz, Eheberatung, Ehestandsdarlehen usw. sind Begriffe, die immer aktueller werden. Ein gerechter Steuerausgleich muß kinderreichen Familien die Existenz möglich machen. Aber alle Eingriffe von außen vermögen nicht das Letzte zu leisten. Schließlich kommt es immer noch auf die freie sittliche Entscheidung des Einzelnen an, ob er sich echtes Familienglück und die Freude, die Kinder für den reifen Menschen bedeuten, um den Preis vieler und vielleicht großer persönlicher Opfer erkaufen will.

Aus jedem Wort Prof. Aspergers sprach Verantwortung und tiefe Ehrfurcht vor dem Menschen. Die Diskussion, die wohl eine der lebhaftesten war, hat deutlich gezeigt, wie stark der Eindruck war, den die Ausführungen des letzten Vortragenden der heurigen Meraner Hochschulwochen auf die Zuhörer machte. „Ging es hier doch um Fragen, die von ungeheurer Tragweite sind, über die man aber meist so wenig nachdenkt, ja vielleicht so wenig nachzudenken wagt.“

Abendvorträge und Rahmenveranstaltungen

Wurde in den Vorlesungszyklen versucht, jeweils einen Teilaspekt des Rahmenthemas möglichst umfassend zu behandeln, so waren die Abendvorträge, zu denen auch zahlreiche Altkademiiker kamen, einzelnen aktuellen Fragen gewidmet. Hier ging es weniger um das große Gesamtbild als um die Belichtung bestimmter Situationen. Wieder waren die Themen treffend gewählt.

Ueber „Das abendländische Erbe und die europäische Aufgabe“ sprach am ersten Abend Landeshauptmann Doktor Heinrich Gleißner (Linz). Die Begriffe „Presse und öffentliche Meinung“ suchte am zweiten Abend der Herausgeber des „Hochland“, Dr. Joseph Schöningh (München) abzugrenzen. „Über den Sprachfrieden in der Schweiz“ hielt Prof. Dr. Oskar Vasella (Fribourg) einen packenden Vortrag. Der Wiener Privatdozent Dr. Adam Wandruszka legte die „Problematik des Parlamentarismus“ dar. In der zweiten Woche zeigte Prof. Hans Koren (Graz) das Verhältnis von „Tradition und Fortschritt in Sitte und Brauchtum“ auf. Prof. Henri Pleasants (amerikanische Botschaft, Bonn) hielt einen vielbeachteten und umstrittenen Vortrag über „Die Problematik der modernen Musik“. Den Vortrag des letzten Abends hielt P. Dr. Thomas Michels (Salzburg) über „Bekenntnis und Ueberlieferung“. Wir werden in einer späteren Nummer auf die Vorträge zurückkommen.

Zwischen den beiden Wochen lag ein unvergeßliches künstlerisches Ereignis: die Aufführung der „Medea“ von Grillparzer durch das Wiener Burgtheater. Die Wahl des Stückes hätte nicht besser

sein können: Der Gegensatz Natur-Kultur war ja gerade der Dualismus, der in den Vorträgen der ersten Woche immer wieder aufgetaucht war. Hier erlebten ihn die Teilnehmer noch einmal in einer dramatischen Verdichtung von unerhörter Wucht. Vor einem modernen, höchst eindrucksvollen Bühnenbild gestalteten die Burgtheaterschauspieler — Liselotte Schreiner als Medea, Vera Balsler Eberle als Amme Gora, Inge Brücklmeier als Kreusa, Fred Liewehr als Jason und Heinz Moog als Kreon — unter der meisterhaften Regie des Burgtheaterdirektors Hans Rott das Werk des großen Dichters zu zeitnaher Lebendigkeit.

Der Sonntag erwies sich als ungünstiger Zeitpunkt für das Konzert des Leonhard-Lechner-Chores, der im übrigen unter der Leitung von P. Oswald Jaeggi (Bozen) mit dem schwierigen Programm von Werken Leonhard Lechners, des größten Komponisten, den Südtirol je hervorgebracht hat, und moderner Komponisten sein hohes Können erneut unter Beweis stellte.

Ausflüge und Führungen durch Meran und in die nähere Umgebung (Wehrburg bei Tisens und Ultental) sowie die beiden Studienfahrten unter Führung von Prof. Metz u. a. (Seiser Alm und Bozen bzw. oberer Vinschgau und Münstertal) vermittelten vor allem den ausländischen Teilnehmern einen Eindruck von dem Reichtum der Südtiroler Kulturlandschaft, die dank des schönen Wetters während der ganzen Tagung in umso herrlicherem Lichte erschien, sodaß unsere Freunde — wir hoffen es alle — auch ein anderes Jahr wieder zu uns kommen werden.

Unterstützung verlangt Mitarbeit.

Werbt Förderer! Schickt Beiträge!

Noch einmal wollen wir heute zwei Beiträge zu der Diskussion veröffentlichen, die sich an dem in der Aprilnummer veröffentlichten Artikel Konrad Neulichedls entzündet hat. Wir hoffen, daß sich noch weitere Diskussionspartner und -themen finden werden.
D. Red.

Tradition und Fortschritt

Ist es Zufall, daß sich der Artikelwettbewerb wie die Rubrik „Wortwechsel“ derzeit im Grunde gerade mit dem Generalthema der Meraner Hochschulwochen befassen? Tradition und Fortschritt, zwei grundverschiedene Begriffe. „Zeitgemäße Betrachtungen“ und „Rechtfertigung der Bestrebungen zur Erhaltung und Förderung der Werte der eigenen Kultur...“ scheinen gegensätzlich; sind es aber nur wie die Kehrseiten einer Münze. Durch die Intention der Fragen wird in deren Beantwortung das Problem von verschiedenen Seiten beleuchtet.

Diese Fragen sind gleichzeitig aufgetaucht. Sie fordern damit eine Synthese. Ich verzichte aber von vorneherein auf den Anspruch, diese Synthesen liefern zu wollen. Sie kann nur Frucht einer Diskussion sein, scheint im übrigen schon gefunden. Ich denke dabei besonders an die Beiträge von Bernhard Authier und Edi Innerkofler. Es ist schwer, Neues

über ein Thema zu sagen, wenn man mit schon entwickelten Gedankengängen einverstanden ist. Deshalb kann meine Aufgabe nur sein, einige mir bedeutsam scheinende Stellen zu unterstreichen.

„Der furchtbaren Entwertung umfassenden Denkens muß Einhalt geboten werden... wird gefordert; ... Gefahr besteht... in der Aufspaltung der einzelnen Kulturbereiche in Sonderwelten...“

Unsere Generation scheint sich dessen bewußt zu sein. Aber es gehört eine Portion Idealismus dazu, heute umfassendes Denken anzustreben. Die ältere Generation, die heute in der Vollkraft ihres Schaffens steht, fordert spezialisierte Köpfer. Denn was sie noch nicht schaffen kann, scheint ihr Aufgabe der Jugend.

Doch die Ideale jener Zeit sind für uns oft schon Phantom oder Fossil. Man darf nicht verallgemeinern, gerade hier nicht. Läßt sich doch schon im Einzelfall schwer sagen, ob man ihn als abgeschlossen, als überholt oder als aktuell betrachten soll. Deshalb war ich mit Neulichedl nicht einverstanden, deshalb erregte Kofler Befremden. Es geht nicht an, die ganze Rumpelkammer zum Fenster hinauszuerwerfen, es geht aber auch nicht an, einem Leithammel nachzulaufen, möge er nun Elite heißen oder Tradition.
Walter Obrist

Tradition und Konformismus

Bernhard Authiers Beitrag: „Tradition und der Einzelne“, der in der letzten Nummer des „Fahrenden Skolasten“ erschienen ist, halte ich für den besten, der bisher eingesandt wurde. Sein Beitrag ist jedoch nicht ohne weiteres verständlich, denn auf so gedrängtem Raume konnte er auf Ausführlichkeit um der Klarheit und Verständlichkeit willen keine große Rücksichten nehmen. Es blieb also dem Fleiße des Lesers überlassen, seine Zeilen mehrere Male durchzulesen und durch Nachdenken zu deren richtigem Verständnis zu gelangen. Ich hoffe, daß der Leser seine Aufforderung auch verstanden hat und vor allem, daß er sie ernst nimmt. Mir geht es heute darum, einige seiner Gedanken weiter auszubauen.

Jeder Mensch wird in eine ganz bestimmte Zeit hineingeboren; für ihn ist diese Zeit Gegenwart und er betrachtet sie als einigermaßen statisch. Sie ist es aber nicht, denn Gegenwart ist der Uebergang von der Vergangenheit in die Zukunft. In diesem Uebergang aber muß der Mensch „gehen“. Er wird in eine Wirrnis hineingeboren, in der er sich zurechtfinden muß. Er muß einen „Weg“ finden, um bestehen zu können. Wie findet er nun diesen Weg? Zuerst wird seine Denkungsart von der Tradition geprägt, ob er will oder nicht. In dem Moment aber, in dem er beginnt, sein Wesen bewußt selbst zu entfalten, muß er sich auch der Gefahr bewußt werden, die damit verbunden ist. Worin besteht nun diese Gefahr? Darin, daß er gedankenlos und bewußtlos in geistigem Sinne sich in gesellschaftlicher und religiöser Hinsicht den vorgefundenen Gegebenheiten fügt und nach Gesichtspunkten, die nicht in seinem persönlichen Denken lebendig geworden sind, tätig wird. Das ist es, was ich als Konformismus bezeichne. Und gerade bei

uns in Südtirol ist dieser Konformismus weitgehend verbreitet. Denn wer sich nicht, wie oben beschrieben fügt, sondern zweifelt, prüft, fragt und überlegt, mit einem Wort sich auseinandersetzt, der wird gleich als Abtrünniger verschrien. Gemeint ist aber hier nicht das einfache Sichbeschäftigen mit gewissen Dingen unter der Voraussetzung der bedingungslosen Anerkennung des ausschließlichen Wahrheitsanspruches sittlicher oder religiöser Prinzipien, sondern das grundsätzliche Infragestellen eben dieser Prinzipien und ihre Untersuchung hinsichtlich ihres geschichtlichen Werdens, ihres Gehalts und ihres umfassenden Wirklichkeitsanspruches.

Wie kann ich Werte, nach denen ich mein Leben einrichten soll, als Werte annehmen, nur weil die weltliche oder geistliche Behörde mir sagt: „Das sind Werte, nach denen sollst du dein Leben einrichten!“ Wenn ich die Werte nicht wirklich als solche erkannt habe, dann wird mein Leben nur äußerlich einen Schein guten Menschseins aufweisen.

Sind denn alle Einrichtungen, die wir vorfinden, wirklich so gut und so vollkommen, daß wir kein Recht hätten, uns mit ihnen grundsätzlich auseinanderzusetzen? Werden wir wirklich alles soziale und antichristliche Menschen werden, wenn wir uns in obigem Sinne einmal auseinandersetzen?

Sollen wir den Kopf in den Sand stecken und tun, als sähen wir nichts? Sollen wir uns in der schönen Vorstellung wiegen, wir seien Kulturmenschen, hätten Bildung, wären Christen und könnten in anderen Ländern missionieren gehen? Wer dies wirklich glaubt, der möge sich einmal umtun und selber sehen, wie weit es mit der Sittlichkeit und der Religiosität her ist. Aber er fange bei sich selber an!

Oben wurde gesagt, der Mensch läuft Gefahr, einen falschen Weg einzuschla-

gen, wenn er sich nicht in seiner geschichtlichen Abhängigkeit, in seiner „Situation“ überhaupt erkennt. Das Bewußtsein, daß die Inhalte seines Denkens nicht allein aus seinem persönlichen Erleben stammen, sondern ihm zum größten Teil von der Tradition nahegelegt, ja aufgezwungen werden, dieses Bewußtsein erst schließt ihn zu einem persönlichen Denken auf, indem es ihn anhält, von neuem seine Abhängigkeit und seine Lage zu erkennen. Wer in seiner geistigen Entwicklung soweit gekommen ist, der wird auch, im Gegensatz zum Konformisten, das, was er „erbt von seinen Vätern hat“, nicht einfach erwerben, um es zu besitzen, sondern er wird es prüfen, das Unzeitgemäße daran überwinden und durch Zeitgemäßes ersetzen. Dieses geistige Gut kann er dann mit seinen, dem persönlichen Denken und Erleben entsprungene Erkenntnisse zu einem ihm gemäßen Weltbild verarbeiten. Aber keineswegs ist damit alles getan: in täglicher neuer Auseinandersetzung mit allen Eindrücken muß er an seinem Weltbild weiterschaffen, um es lebensfähig zu erhalten.

Ferdinand Trenker

Junger, perfekt doppelsprachiger Handelsdoktor oder Jurist

für öffentl. Amt dringend gesucht.
Auskünfte erteilt die Südtiroler
Hochschülerschaft.

Versicherungsgesellschaft sucht dringend einen doppelsprachigen

JURISTEN

Auskünfte b. d. Südtiroler Hochschülerschaft

Schuld und Schuldigkeit der Universität

Diesen Titel trägt eine 80 Seiten umfassende Schrift José Ortega y Gassets. Die spanische Originalausgabe, 1930 in Madrid erschienen, heißt: „La Misión de la Universidad“. In der Uebersetzung von Helma Flessa hat der Verlag R. Oldenbourg in München 1952 diese Schrift dem deutschen Leser zugänglich gemacht.

Ortega weist in dem Vorwort der deutschen Ausgabe darauf hin, daß sein Essay damals, wenige Wochen vor der Machtübernahme durch Franco in einer Zeit der Unruhen an die spanische Studentenschaft gerichtet war. Doch — das betont der Verfasser ausdrücklich — haben die dargelegten Reformgedanken bis heute ihren vollen Wert beibehalten.

In fünf Kapiteln behandelt Ortega die Grundfragen, das ökonomische Prinzip im Unterricht, klärt, was die Universität in „erster Linie“ sein muß, spricht über Kultur, Berufsausbildung und Wissenschaft und stellt abschließend Betrachtungen an, über das, was die Universität „außerdem“ sein muß.

Möge dieser Hinweis dem Büchlein neue Leser bringen, denn es hilft allen, denen daran gelegen ist, „die Universität wieder zu dem zu machen, was sie in ihrer großen Zeit war: zum bewegenden Prinzip der europäischen Geschichte.“

Ferdinand Trenker, stud. jur.

Auf der Suche nach der verlorenen Kultur

Was Kultur ist, weiß ich nicht. Sobald ich beginne, darüber zu reflektieren, bin ich schon dabei, sie zu verlieren. Ich kann nicht anders, als sie zu leben, zu erleben, als mich mit ihr zu identifizieren, sie einfachhin zu sein. Ich bin ihr Erzeuger, ihr Träger, ihr Repräsentant. Sie kommt aus mir, lebt nur aus mir, ich gebe ihr Nahrung und Dasein, sie ist ein Teil von mir. Kunstwerke bekommen nur Bedeutung und Sinn, so sie in mir wieder auferstehen, neu, aktuell werden, herrlich wie am ersten Tag. Es genügt nicht, daß ich auf Mozart oder Walther von der Vogelweide oder auf jahrhundertaltes Brauchtum hinweise, um meine Kulturverbundenheit zu demonstrieren. Sie sind stumm und leblos wie Puppen, solange ich ihnen nicht Leben einzuhauchen vermag. Gelingt mir das, dann — bei Gott, ich kann's beschwören —, dann blühen sie auf und sind.

Man spricht von der Erhaltung einer Kultur. Ich kenne das nicht. Kultur ist nichts für Konservendosen. Eine konservierte, eine historische Kultur gibt es nicht, nur eine momentane, eine im Hier und Jetzt aktualisierte, eine des „hic Rhodos, hic salta!“

Ich kämpfe auch nicht für die Kultur, wenn sie, wie man sagt, bedroht ist. Ich stelle sie dar, ich zeige sie, ich konkretisiere sie: das ist mein Kampf. Ich fürchte keinen Gegner. Mein Wissen, das heißt mein selbständiges, festes, umfassendes Denken, Fühlen, Leisten, Leben ist meine Macht. Ich werfe nichts anderes in den Kampf als meine geistige Stärke. Ich unterliege nicht, ich bin der Stärkere. Bin ich der Schwächere, dann

unterliege ich mit Recht, denn hier bedeutet Schwäche Schuld und das Recht steht auf der Seite der geistigen Macht. Endlich einmal wo Recht und Macht sich decken.

Was sollte ich da noch fürchten? Ich bin unverwundbar geworden. Ich gehe nach allen Seiten, ich nehme alles auf, ich bin immer auf Wanderschaft, weil ich meinen Ausgangspunkt und mein Endziel kenne. Ich schließe mich nicht ab und verschließe vor nichts die Augen, ich bin weitherzig und großzügig, agil und gelöst, allem offen und für alles empfänglich, immer in Bewegung, immer auf der Reise zum anderen, weil die Rückfahrt immer eine Fahrt in die Scheune ist. Immer am Start, immer um die Wette reiten: Hals- und Beinbruch!

Ich kenne meinen Boden: daraus quillt aller Segen. Ein kläglich lächerliches Schauspiel ist's, wenn einer zur Verteidigung dieses Bodens mit dem Säbel rasselt und ihn gelegentlich wohl auch zieht, ohne eben diesen Boden zu kennen, ohne je darauf gestanden zu sein. Er haut ins Leere. Ein Narr ist er oder ein armer Teufel oder ein Verräter.

Ich laufe Gefahr, mein Bestes zu verlieren, aus Leichtsinne oder Ignoranz. Jedenfalls aus eigenem Unverstand. Aber noch halte ich's, noch stehe ich da, noch fühle ich den Stachel der Allbeweglichkeit, der mir im Leibe sitzt, noch bin ich nicht erstarrt. Noch lebe ich. Noch kann's mich überfallen aus allen Himmeln. Noch rinnt es durch mich durch: „dieser geniale Strom gemischten Europas“, wie einer es genannt hat, das Deutschtum.

Konrad Neulichedl

Westdeutsches Bau-Großunternehmen sucht jungen Südtiroler dipl. Hochbauingenieur

auch ohne Praxis für selbständige Tätigkeit in Norditalien. Einschulung auf Kosten der Firma in Deutschland. Auskünfte erteilt das Sekretariat der Hochschülerschaft.

Studentenleben in Osteuropa

Mit dem Ausschluß aus der Universität hat der ungarische Staatsminister Marosan allen Studenten gedroht, wenn sie am Jahrestage der Volkserhebung, dem 23. Oktober, den Vorlesungen fernblieben. Er sagte, er werde sich selber davon überzeugen, ob jemand ohne ausreichenden Grund den Vorlesungen fernbleibe. Der 23. Oktober sei ein „normaler Arbeitstag“ wie jeder andere.

Studentenspiegel/AP

Die größte polnische Studentenzeitung „pro prostu“ ist vom Zentralkomitee der Polnischen Arbeiterpartei verboten worden. Die weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannte Zeitschrift war im November vergangenen Jahres wegen ihres „hervorragenden Einsatzes im Kampf um die Demokratisierung Polens“ mit dem polnischen Journalistenpreis ausgezeichnet worden; später war sie jedoch wegen ihrer freimütigen Veröffentlichungen zunehmender Kritik von Parteiseite ausgesetzt. Als sich die Redaktion weigerte, die verlangten personellen Veränderungen vorzunehmen, wurde die Zeitung kurzerhand verboten. Dies führte zu schweren Studentenunruhen, die mit Gummiknüppeln und Tränengas unterdrückt wurden. Der Rektor der Technischen Hochschule Warschau kündigte scharfe Disziplinarmaßnahmen gegen alle Studenten an, die an den Demonstrationen teilnahmen.

(AP/dpa)

86 Studenten aus 40 Ländern nahmen an einem Internationalen Studentenseminar teil, das vom 19. bis 25. August 1957 in Sinaia (Rumänien) stattfand. Auch aus dem Westen waren Vertreter gekommen. Die Teilnehmer sprachen sich für die Abhaltung einer „Konferenz der Zusammenarbeit“ aus, an der sowohl Studenten der International Union of Students — Prag, in der die Studentenverbände des kommunistischen Ostens zusammengefaßt sind, als auch der Internationalen Studentenkongress (Weltforum der westlichen Studentenschaften) teilnehmen sollen (Studentenspiegel/IUS News Service, Prag).

426.000 neue Studenten wurden, wie Komsomolskaia Prawda, Moskau, meldet, zum neuen Studienjahr an den Hochschulen der Sowjetunion aufgenommen. Von diesen Studenten haben rund 35.000 zwei Jahre lang in der Industrie gearbeitet. An eine Reihe von Hochschulen ergingen überraschend viele Bewerbungen aus den Industriebetrieben, so z. B. an das Institut in Taggerog, an die Staatliche Universität Usbekistan und an das Volkswirtschaftsinstitut in Aserbeidschan. Im neuen Studienjahr sollen die Beziehungen zwischen den Universitäten und den Produktionsbetrieben intensiviert werden. — Die Zahl der Teilnehmer am Fernstudium stieg im letzten Jahr von 704.000 auf 738.000. An den Abendhochschulen erhöhte sich die Zahl der Studierenden von 100.800 auf 122.000. Diese Zahlen unterstreichen die Ausführungen Dr. Paul Staculis im Artikel „Ein aktuelles Problem“.

Am 23. Oktober jährt sich der Beginn der ungarischen Volkserhebung, die durch das Eingreifen der Sowjettruppen am 4. November blutig niedergeworfen wurde.

Die Südtiroler Hochschüler gedenken in Ehrfurcht der ungarischen Kollegen, die für die Freiheit ihres Landes von der bolschewistischen Zwangsherrschaft gekämpft, und besonders derer, die in diesem verzweifelten Kampf ihr Leben gelassen haben.

Das Opfer, das Ungarn für die Freiheit gebracht hat, wird unvergessen bleiben.

DIE FRAU ALS AKADEMIKERIN

Es ist eine allgemein anerkannte These, daß die Frau nicht nur physiologisch vom Manne verschieden ist, sondern auch ihrer inneren Anlage nach. Diese dynamische Grundverschiedenheit äußert sich in der Begegnung mit der Welt und der menschlichen Gesellschaft. Die soziale Stellung der Frau hat sich gewaltig geändert, seit sie Reifrock und Perücke abgelegt hat.

Zur Zeit unserer Großmütter wurden Mädchen bestenfalls in eine „Höhere Töchterschule“ geschickt, um dort eine Allgemeinbildung zu erfahren, hauptsächlich aber, um gut kochen und stricken zu lernen. Ausschließlich im Kreise der Familie und der engeren Gesellschaft sollte die Frau ihren Platz und ihr Betätigungsfeld finden. Eine akademisch ausgebildete Frau war damals eine Seltenheit, sogar eine Kuriosität. — Im Laufe dieses Jahrhunderts hat man oft von „Emanzipation der Frau“ gesprochen und dabei an einen vermännlichten Frauentypus gedacht, der bestrebt ist, gleichberechtigt und gleichwertig mit dem Manne Schritt zu halten. Heute haben Frauen Zugang zu allen Berufen gefunden, sie stehen im weißen Kittel am Krankenbett, sie leiten Betriebe, ja, sie sind sogar mit Maßband und Zirkel an Baustellen zu finden. Unwillkürlich drängen sich die Fragen auf: Wie kann die Frau in einem Berufe ihrer inneren fraulichen Wesensart gerecht werden und darin ein natürliches Entwicklungsfeld finden? Ist es erwünscht, daß die Frau in der heutigen Gesellschaftsordnung gewisse akademische Berufe ausübt?

Tatsachen haben bewiesen, daß die Frau ebensogut wie der Mann arbeiten kann. Die Erfahrung zeigt aber gleicherweise, daß die Frau immer anders arbeitet als der Mann. Und dies nicht wegen eines geringeren Maßes an Intelligenz, sondern wegen der Andersartigkeit ihrer natürlichen Veranlagung. Während für den Mann körperliche Ueberlegenheit und logische Fähigkeit zum Vorteile sind, gelten für die Frau leichte Anpassungsfähigkeit, gutes Gedächtnis und größeres Pflichtbewußtsein. Es ist charakteristisch für den Mann, daß in ihm das Verstandesmäßige vorherrscht, in der Frau das intuitive Erkennen. Der „gespannte Adlerblick“ in die Ferne ist das Symbol der Männlichkeit, Ruhe und Innerlichkeit das der Fraulichkeit. Wenn sich in diesem Unterschied natürlicher Begabung die gesamte Persönlichkeit von Mann und Frau verschieden prägt, so ist es folgerichtig, daß ihre Verhaltensweise im Berufe sich differenziert, wenn sie auch dieselbe Funktion haben. Mann und Frau haben in ihrem Dasein die Aufgabe, „Mensch zu sein“, ein jeder nach seiner eigenen Wesensart. Die gemeinsame Aufgabe in der Verschiedenheit wirkt entscheidend für die Wahl und Ausübung eines Berufes.

Wenn den Jungen die spezialisierte Wissenschaft oder technische Arbeit anzieht, so sucht das Mädchen eine Tätigkeit, in der es auf Sorgen, Pflegen und Erziehen ankommt, z. B. als Aerztin oder im Unterricht. Außer der Kategorie der „umsorgenden Berufe“ eignen sich für die Frau alle diejenigen, die intensiven Verkehr mit Menschen mit sich bringen, z. B. als Journalistin, als Assistentin, als Leiterin eines Betriebes. Wenn auch die Berufsinteressen zwischen Mann und Frau gleich sind, so erfährt die Ausführung, gemäß der körperlich-

seelischen Veranlagung, eine gewisse Wandlung. Diese Andersartigkeit der Arbeit kann in vielen Fällen ein Weniger-gut, in vielen Fällen ein Besser bedeuten. Es wäre unzulässig, ein Vorurteil allgemeiner Natur zu treffen, das sich nur aus der konkreten Situation ergeben kann.

Wenn sich die Welt des Mannes als die Welt der Arbeit charakterisieren läßt und die der Frau als die Welt des Sorgens, so ergibt sich eine ergänzende Sinnenstruktur von Arbeit und Sorge. Es läßt sich feststellen, daß es keine männliche Arbeit gibt, ohne ein Element des Sorgens. Wo das Arbeiten sich über die Handarbeit im engsten Sinne erhebt, bekommt dieses Element der Sorge einen viel tieferen Sinn. Wenn geistige Arbeit geleistet wird, womit wir in der Kultur das geistige Fortschreiten meinen, wird sogleich deutlich, daß zu dieser Arbeit das weibliche Element des sorgenden Verweilens und Ausführens am Platze ist. Es bedarf wohl keines Beweises, daß die sorgebedürftige Welt immer wieder nach der Frau ruft, damit die beste Möglichkeit des Menschen Wirklichkeit werde.

Es sei zum Abschluß nochmals der Grundgedanke herausgestellt, daß die Frau in der Arbeit, die sie in der menschlichen Gesellschaft übernimmt, vorzüglich ein Element des Sorgens zur Entfaltung bringen soll. Die Ausübung

Maturanten!

Werdet Mitglieder
der Südtiroler
Hochschülerschaft!

eines akademischen Berufes in diesem Sinne kann von großem Wert sein. Aber auch das Ergreifen sogenannter technischer Berufe, die traditionsgemäß bisher nur Männern offenstanden, muß nicht notwendigerweise eine Erstarrung ihrer innerlichen Wesenszüge mit sich bringen. Als allgemeine Regel sei gesagt, daß die Frau trotz akademischen Wissens eine Eigenschaft nie vergessen darf, eine scheinbar äußerliche, die immer und überall von ihr verlangt wird. Man bezeichnet sie mit verschiedenen Ausdrücken: Freundlichkeit, sonniges Wesen, Demut, Anmut. Wenn diese Eigenschaft verloren geht, hält man die Frau für „unweiblich“ (nur der Mann kann sich anscheinend erlauben, böse oder mürrisch zu sein, ohne von seiner „echten Männlichkeit“ einzubüßen). Fraulichkeit ist im Grunde nicht nur ein leibliches Gut, sondern vor allem ein geistig lebendiges. M. A.

Um der kulturellen Arbeit unserer Hochschulgruppen Anregung und Auftrieb zu geben und um das Singen auch in unseren Kreisen wieder heimisch zu machen, veranstaltet die Südtiroler Hochschülerschaft zu Weihnachten, anläßlich der Vollversammlung, einen

Sängerwettbewerb

Alle Hochschulgruppen können sich (auch verstärkt durch andere Mitglieder) daran beteiligen (mindestens 3 pro Hochschulgruppe). Der Gesang kann auch durch Instrumente begleitet werden.

Als Preis ist zu gewinnen:

Ein Wanderpokal,

der nach zweimaligem Wiedergewinn endgültig der Gruppe verbleibt, sowie

ein Preis von 10.000 Lire

zur freien Verfügung der ganzen Hochschulgruppe.

Zum Beweis ihres Könnens haben die Gruppen folgende Lieder einzustudieren:

1. **Pflichtlied:** „Den liebsten bulen, den ich han“ (Volkslied aus dem 16. Jahrhundert, dreistimmiger Satz von Anton Mayr).
2. **Zwei Volkslieder,** auszuwählen aus folgenden:
„Ein Jäger aus Kurpfalz“
„Fein sein, beinander bleibn“
„Horch, was kommt von draußen rein“
„Im Krug zum grünen Kranze“
„Kein schöner Land“
„Vom Zillertal außer“
Die Lieder können einstimmig oder in freier Mehrstimmigkeit (mit und ohne Instrumente) gesungen werden. Gitarrebegleitung empfohlen.
3. **Ein mehrstimmiger Gesang** (auch Kanon, mit oder ohne Instrumente) nach freier Wahl.

Die Hochschulgruppen sind zur Teilnahme freundlichst eingeladen und werden ersucht, nach Möglichkeit bis 1. Dezember diese zu melden. Ueber etwaige ungeklärte Fragen gibt das Sekretariat Auskunft.

BEGEGNUNG MIT DER UMWELT AM HOCHSCHULORT

An der Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck

Es ist eine äußerst undankbare Aufgabe, über unseren nächstgelegenen Hochschulort zum Nebenwettbewerb des „Fahrenden Skolasten“ einen interessanten Beitrag zu liefern. Es gibt da nichts über fremde Gegenden zu berichten, über fremde Sitten und Gebräuche, Und zwischen der Lebens- und Denkungsweise der Nordtiroler und uns finde ich in prinzipiellen Fragen beim besten Willen keinen Unterschied. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Sie scherzhaft und das „Goldene Dachl“. Im Gegenteil: ich muß sogar annehmen, daß Sie Innsbruck besser kennen als ich, bin ich doch nach einem Universitätswechsel erst kurze Zeit hier. Gerade deshalb aber will ich die Gelegenheit nutzen und über meinen neuen Hochschulort einige Beobachtungen festzuhalten versuchen, die einem Nord- wie Südtiroler nur dann auffallen, wenn er vorher einige Zeit im Ausland verbracht oder als Hochschüler an einer anderen Universität studiert hat.

Als Südtiroler Betrachtungen anstellen über Nordtirol, bedeutet sehr oft, uns selbst gleichsam in einem großen Spiegel zu betrachten. Als ein solcher Spiegel dient mir da ein längerer Abschnitt aus einem zeitgenössischen Buch von einem der besten Kenner österreichischer Mentalität *): „Die Tiroler sind ein rauhes und trutziges Volk, dünken sich den anderen Bundesländern überlegen, pflegen und bewahren stolz und eifersüchtig ihre Eigenständigkeit als selbstherrliche Gemeinschaft und sind des Hohnes voll, wenn von ‚denen in Wien‘ die Rede ist.“ Soweit also die Eigenschaften, womit sie sich in nichts von den Bewohnern anderer Bundesländer unterscheiden. Aber er fährt fort: „Außerhalb Tirols könnte man es sich vorstellen, daß einer Sozialist oder Ingenieur oder Laryngologe oder Gebrauchsgeschäftler oder Baßbuffo oder Elektroschweißer mit Leib und Seele und vor allem anderen ist. Hier ist man mit Leib und Seele Tiroler und alles andere erst hernach. Tiroler sein ist keine Farbe, sondern ein Zustand, keine Einzelheit, sondern Anfang und Ende der Biographie. Man kann aus einem Staatsverband, aus einer Religionsgemeinschaft, aus einer Partei austreten, man kann den Beruf und die Weltanschauung wechseln, Tiroler bleibt man bis ans Ende seiner Tage. Tirol ist hart, Tirol ist stolz, Tirol ist unbeugsam, Tirol ist aber vor allem Tirol und anerkennt, was sich außerhalb Tirols befindet oder er eignet, nur in freier Entscheidung, und wär's der Kaiser oder Kanzler in Wien. Was aber Tirol einmal anerkennt, dem hält es in tirolischem Starrsinn die Treue. Und vielleicht sind die Tiroler die allerbesten Oesterreicher, weil sie in erster Linie Tiroler sind, als solche aber sehr bewußt, souverän und freiwillig den Anschluß an Oesterreich vollziehen. Seit vielen Jahrhunderten schon und doch nicht gewohnheitsmäßig...“

In Wien setzten sich nicht nur zu Zeiten Mozarts die Fremden leichter durch als die Einheimischen, man neigt dazu, alles, was von „draußen, drüben, drunten“ kommt, zu überschätzen, findet bald

einen Anlaß, die Straßen mit Fahnen aller Herren Länder zu schmücken, und ist stolz, eine der bedeutendsten internationalen Kongreßstädte zu sein. Innsbruck prüft kritisch, was hinter seinen Bergketten hervorkommt, findet bald einen Grund für ein Fest in Tracht mit Musikkapellen und Tiroler Fahnen. Einheimische Beamte, Künstler, Wissenschaftler, Sportler werden im Rundfunk und in den Zeitungen gebührend gefeiert und gewürdigt, auch wenn ihre Leistungen nur für eine kleine Medaille, ein Anerkennungsschreiben oder einen dritten Platz ausreichen. Die Maria-Theresien-Straße, die Hofkirche, die Hofburg und den Hofgarten kann man nicht mit der Ringstraße, dem Stephansdom, der „alten Burg“, und dem Schönbrunner Park vergleichen, sie heben aber Innsbruck über die gewöhnlichen Provinzstädte hinaus und geben ihm einen „imperialen“ Anstrich. Mit den Leistungen der eigenen Universität, dem Museum, dem Landestheater und Orchester ist man zufrieden. Und die vielen Fremden, die das ganze Jahr hindurch die Stadt passieren oder längere Zeit in ihr verbringen, anscheinend auch. Innsbruck genügt, nein, ist stolz auf sich selbst. Für die Probleme des Fremdenverkehrs zeigt man sich vielfach aufgeschlossener als bei uns, den Fremden selbst steht man neutral, um nicht zu sagen skeptisch gegenüber, läßt man aber einen solchen in einem Vortrag oder einer Ausstellung zu Worte kommen, betont man gleich die „Weltoffenheit“ Tirols. Und fremd ist auch in diesem Fall so ziemlich alles, was nicht aus dem Raum zwischen dem Arlberg — Kufstein — Salzburg herkommt.

Geht es um wesentliche Dinge, gibt es nach dem Motto „Tirol isch lei oans!“ — keine „Schwarzen“, „Roten“ und „Braunen“ mehr, wie dies im übrigen Oesterreich leider häufig der Fall ist, sondern nur mehr Tiroler. Geht es um Fragen und Probleme Tirols, muß auch eine tirolische Antwort und Lösung gefunden werden, kein Wunder also, wenn einem besonders auffällt, wie jeder Neubau — ob Kirche oder Bank, Bauern- oder Gewerkschaftshaus — dem Stadt- und Landschaftsbild angepaßt wird, wie kaum in irgendeiner anderen Stadt und daß auch er durch Bogenfenster, Erker und schmiedeeiserne Gitter tirolerisch wirkt. — Was einem als Südtiroler bei einem flüchtigen Besuch weiter auffällt? Herzlich wenig. Gerade deshalb aber scheint es mir wünschenswert, daß unsere angehenden Hochschüler einige Zeit an irgendeiner Universität verbringen. Denn in einer Umgebung, die sich von unserer Heimat nur dadurch unterscheidet, daß Polizisten und Soldaten andere Uniformen tragen, der Zucker billiger ist und Bergspitzen und -zacken durch Bergketten ersetzt sind, kann man kaum viel Neues und Fremdes sehen und hören, erleben und erlernen. Die Denkungsweise und der Lebensstil der Wiener — und sicher auch der Florentiner und Römer — ist aber auch wohl wert, daß wir ihn kennenlernen. Wir beginnen unsere Heimat mehr zu schätzen, werden hellhöriger für ihre Fehler und nützen unserer Volksgruppe, wenn möglichst vielen von uns eine Zeitlang ein fremder Wind um die Ohren bläst.

Die Reichhaltigkeit und das Niveau der kulturellen Veranstaltungen in Wien kann man allenfalls mit Paris vergleichen. Sie liefern sehr oft die Schlagzeilen für die Presse und das Tagesgespräch der Donaustadt. Und was dem Wiener seine Konzert-, Opern- und Theatersäle, bedeuten dem Tiroler und den vielen ausländischen Studenten seine Berge. Die Philharmoniker zu loben und gleichsam Geigen nach Wien zu tragen, ist hier nicht am Platz. Skier nach Tirol zu tragen, erscheint mir aber ebenso überflüssig.

Die große Anziehungskraft Innsbrucks und seiner Universität bildet vor allem seine Umgebung, wenn hier auch einige Professoren Weltruf besitzen. Von den 2500 Studenten der Leopold-Franzens-Universität sind mehr als die Hälfte Ausländer, von diesen über 80 Prozent Kollegen aus der Deutschen Bundesrepublik und etwa 60 Südtiroler. In Wien, wo derzeit weitaus am meisten — fast 100 Südtiroler inskribiert sind, besuchen 4500 inländische und 1500 ausländische Hörer die „Alma Mater“. Deshalb ist in Innsbruck das Verhältnis zwischen Studenten, Assistenten und Professoren wesentlich kollegialer als in Wien, und der ganze „Unibetrieb“ scheint mir hier gemüthlicher zu sein. Innsbruck ist ja auch, im Gegensatz zur Weltstadt Wien, eine typische Studentenstadt mit vielen Vereinen, Verbänden und einer recht ausgeprägten „Vereinsmeierei“.

„Die österreichische Mode wird am grünen Inn und nicht an der blauen Donau gemacht“, stellte neulich eine Tageszeitung fest. Dies klingt übertrieben, wenn man Galafesté und Premieren in Wien kennengelernt hat, es stimmt aber, daß man in Modefragen noch am ehesten Konzessionen an das Ausland macht. Und das hiesige Stadtbild zeigt, daß Innsbruck näher bei Italien, der Schweiz und Frankreich liegt als Wien; das erkennt man nicht zuletzt an der durchwegs geschmackvollen und modischen Bekleidung der Innsbrucker.

Sie mögen in Wien studieren, und man wird Sie sicher höflich, oft auch freundlich behandeln. Sie bleiben aber ein an der Universität den Inländern gleichgestellter Ausländer. Hier ist das anders. Kein Wunder: Hinter Wien beginnt bald einmal der Osten und der Balkan — hinter Innsbruck aber gleich der Brenner. Und sollten Sie hier vorübergehend die Zeile aufschlagen, sieht man in Ihnen auch einen Tiroler. Und das ist, laut Hans Weigel, nicht gerade wenig. Diese Einstellung der Universität und der einheimischen Bevölkerung verpflichtet aber auch: Leider haben sich in den bewegten Zeiten der vergangenen Jahrzehnte schon genügend unserer Landsleute, darunter auch Studenten, dieser „starrsinnigen Treue“ alles eher als würdig erwiesen.

Erst nachträglich bemerkte ich, daß ich den Namen eines Mannes nicht erwähnt habe, den man nennen muß, wenn von meinem neuen Hochschulort die Rede ist. Lebt er doch wie kein anderer in der Erinnerung aller fort. Ich tue das zwar nicht gerne, denn zu oft und von zu vielen wird er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit genannt, und er mußte es sich oft gefallen lassen, von Unwürdigen zum Ideal

*) Aus: Hans Weigel, „O du, mein Oesterreich“.

Lieber „Fahrender Skolast“!

An Bord der „Wapen von Hamburg“, 25. August.

Es ist bald Mitternacht. Von Deck der „Wapen von Hamburg“ blicke ich in die leicht bewegten, schwarzen Wasser der Elbemündung, in der sich nur ab und zu die Lichter der vorbeischiebenden Städtchen spiegeln. Da gleitet auch schon das schmucke Villenstädtchen Blankenese backbords an uns vorbei. Wir sind also bald in Hamburg; das heißt, daß die schöne Reise nun zu Ende geht, denn von Hamburg bis zum Brenner muß ich stur durchfahren, ohne Absteher und ohne großen Aufenthalt... Du verstehst mich schon: immer dieses leidige Geld, das man nicht hat! Und plötzlich, ich weiß nicht warum, vielleicht weil ich an Deinen Chef, unseren Reiseleiter Rainer dachte, mußte ich an Dich denken, lieber „Fahrender Skolast“.

Fahrender nennst Du Dich, aber nie erzählst Du von Deinen Fahrten. Ja, ich weiß es schon, Du bist immer nur auf Dienstreise, wenn Du zu den einzelnen Hochschülern fährst, und immer dicht verpackt, so daß Du ja gar nichts sehen kannst. Deshalb dachte ich, es könnte Dich interessieren, wenn ich Dir von dieser Fahrt etwas erzähle.

Die Organisation klappte wie ein Uhrwerk (leider war es nicht aufgezo-gen!). Nichtsdestoweniger hatten sich schon bevor wir den Brenner passierten elf der zwölf angemeldeten Studienfahrer gefunden und „magno cum clamore“ begrüßt. Schon bald hatten sich die Geister geschieden: in einem Abteil saßen die „Wiener“, mit sich und der Welt zu-frieden beim Kartenspiel beisammen. Im anderen saßen die „Florentiner“ (auch sie waren gut mit Wein versorgt) und im Niemandsland, d. h. in einem besonderen Abteil, saß Dein Chefredak-teur, dem der Wille seiner Untertanen die Würde und Bürde eines Reiseleiters übertragen hatte.

Ich bitte Dich, ihm nachträglich den Dank der „Reisegeleiteten“ zu übermit-teln, weil er dieses Amt mit stoischem Fatalismus fast bis zum Schluß ertra-gen hat.

Inzwischen kam die Nacht. Die Kar-ten schliefen ein und die leeren Fla-

schen gähnten, wie die, die sie geleert. Dann kam lange nichts, dann der Tag, und dann Hannover und zuletzt Ham-burg. Davon später, denn wir mußten gleich weiter, weil unser Frachtbrief auf Undeloh im Naturschutzpark der Lüne-burger Heide lautete. Unrasiert und un-ausgeschlafen, aber mit stoischer Würde ließen wir uns von der klappernden „Kraftpost“ über holprige Umwege vom Trubel der Großstadt in die einsame Heide transportieren, wo wir in der Jugendherberge unterkommen sollten.

schnucken“, der kleinen, gehörnten Schafe dieser Gegend, dringt an das Ohr des einsamen Heidewanderers. Unwill-kürlich fällt mir Leopardis Gedicht „L'Infinito“ ein. Diese Landschaft läßt den, der in ihr aufgeht, die Unendlich-keit, die Ewigkeit ahnen. Geheimnisvolle Namen, wie „Totengrund“, „Steingrund“ usw. für die schönsten Gegenden machen ihr Bild noch zeitloser und rufen in mir, so paradox es klingen mag, das Bild der Toteninsel von Böcklin wach. Die Heide ist natürlich auch bewohnt. Weit ver-



Photo R. Werth

Trotzdem wir die Augen kaum offen halten konnten, war es leicht, die Her-berge zu finden, denn Undeloh hat nur einige wenige Häuser. Der Herbergs-vater empfing uns recht freundlich; es schien, als habe er bereits auf uns ge-wartet. Seine ersten Worte, d. h. seine erste Frage war, ob wir wohl Leintücher hätten, was unser tapferer Reiseleiter betreten verneinen mußte. Auch sonst war der Herbergsvater recht nett zu uns. Die strengen Hausregeln z. B. daß man keinen Wein in die Herberge schmug-geln dürfe, hat ja nicht er erfunden. Ganz leise und errötend will ich hinzu-fügen, daß wir unseren Weinvorrat des-halb nicht auf die Straße zu schütten brauchten.

Vom ersten Abend in der Jugend-herberge weiß ich nicht mehr viel; nur daß ich mich vom Geschirrtrocknen drücken konnte und daß ich bald den verdienten Schlaf fand, der nur selten von anheimelnden Schnarchtönen eini-ger Kollegen in Kapitel unterteilt wurde.

Der neue Tag zeigte uns das von Her-mann Löns so fein besungene Natur-wunder der „Heide“ in voller Sommer-pracht. So weit das Auge reicht, bedek-ken die weichen, roten Polster aus Heidekraut die gewellten Sandböden. Nur die Zypressen des Nordens, die schlanken Wacholderbüsche, und hie und da ein Findling aus Granit, den ein Gletscher auf seinem Rückzug hier ver-gessen hat, bilden feste Punkte, auf denen das gleitende Auge rasten kann.

Schwärme von Bienen saugen an den Myriaden von Blüten. Ihr Summen nur und das verlorene Blöken der „Heide-

streut verstecken sich unter den mäch-tigen Kronen uralter Eichenhaine die Gehöfte der Heidebauern. Ihre weitaus-ladenden Strohdächer versprechen Ruhe und Geborgenheit für Mensch und Tier.

Tag um Tag durchstreiften wir, bald in Einzelpirsch, bald in Gruppen auf ein-samen Pfaden dieses geheimnisvolle Uri-land, in dem wir Südtiroler gute Freunde fanden. Dabei erstiegen wir einmal versehentlich auch Norddeutsch-lands höchsten Gipfel, den 16.920 cm hohen „Wilseder-Berg“. Bereichert mit neuen Eindrücken und kleinen Aben-teuern (es gab auch nette Mädchen in der Gegend) kehrte man nach Sonnen-untergang heim in die Herberge.

Schon um 10 Uhr abends war offizi-eller Zapfenstreich; inoffiziell aber gab es um diese Zeit regelmäßig große Polster-schlacht. Solches ist zwar, wie der Reise-leiter richtig meinte, eines Hochschülers nicht würdig, aber nichtsdestoweniger ergötzlich. Der im gemeinsamen Kampf aufgewirbelte Staub wurde dann zu gleichen Teilen friedlich schlafend ein-geatmet und am Morgen war die Luft wieder rein.

Lieber Skolast, versteh mich bitte nicht falsch. Das was ich Dir beschrie-ben habe, ist nicht das Deutschland des Wirtschaftswunders, sondern das der Träumer und Dichter. Hier ist die Zeit stehen geblieben. Wer nicht auf Schu-sters Rappen reisen will, muß sich in die Postkutsche bequemen, die den Naturschutzpark durchholpert; Autos sind hier verpönt.

Wir haben aber auch das andere Deutschland kennen gelernt, das wirt-schaftende, das sich im geschäftigen

An der Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck

erhoben zu werden. Krampfhaft über-legte ich, wie ich einen solchen Namen in diesem Rahmen erwähnen könnte. Da kam mir vorhin unter den Innsbrucker Lauben der Zufall zu Hilfe. Dort hielt ein Reiseführer vor einer großen Gruppe ausländischer Touristen folgende „freie Rede“:

„Grüß enk Gott meine Iab'n Schbrucker, weil es mi gwöllt hobt, so bin i holt do, es seyn ober a viele andere do, di koani Schbrucker sein. Alle do; dö unter meinen Waffenbrüder sein wöll'n, dö müaß'n für Gott, Kaiser und Vaterland als tapfere, rädle und brave Tiroler streiten, dö ober dö's nit tian wöll'n, dö söll'n hoam gien, i roth enk's, und dö mit mier gien dö söll'n mi nit verlaß'n i wer enk a nit verlaß'n, so wahr i hoab Andere Hofer g'sogt hob i enk's, g'sech'n hob's mi, bfiad enk Gott.“*)

*) Anrede, die André Hofer am 15. August 1869 vom Gasthof zum Goldenen Adler in Innsbruck an eine große Menge Landesver-teidiger und viele Stadtbewohner nach-stehenden Inhalts gehalten hat.

MITTEILUNGEN

Fortbildungsstipendien für Rechts- und Geisteswissenschaftler

Die Versicherungsgesellschaft „Assicurazioni Generali“ mit Sitz in Triest und Venedig wirft fünf Fortbildungsstipendien zu je 2.400.000 Lire, zahlbar in 24 Monatsraten aus für Doktoren der Rechts- und Geisteswissenschaften (laureati in Giurisprudenza o in Lettere e Filosofia), die mit einem Mindestdurchschnitt von 100/110 Punkten promoviert haben, jünger als 30 Jahre und frei von Militärdienstpflicht sind und sich für das Versicherungswesen spezialisieren wollen. Die Stipendien gelangen durch einen Wettbewerb zur Verteilung, über dessen nähere Formalitäten die Südtiroler Hochschülerschaft Auskunft gibt. Die Sieger des Wettbewerbs erhalten in einem zweijährigen Ausbildungskursus Gelegenheit, die Tätigkeit der Versicherungsgesellschaft in mindestens einem ihrer Zweige gründlich kennenzulernen. Nach Beendigung dieses Kurses besteht die Möglichkeit einer Aufnahme in der Personalstand der Versicherungsgesellschaft, zu wenigstens denselben finanziellen Bedingungen wie während des Genusses des Stipendiums.

Die Frist zur Einreichung der Gesuche verfällt am 20. Dezember um 18 Uhr.

Amerika-Stipendien

Neben zahlreichen Studienstipendien aus öffentlicher und privater Hand werden jährlich von der amerikanischen Regierung auf Grund des Gesetzes Fulbright-Reisestipendien an italienische Staatsbürger ausgegeben, die ihre Studien in Amerika vervollständigen wollen. Die Gesuche müssen bis zum 15. Februar an die Commissione Americana per gli Scambi Culturali con l'Italia, Via Barberini 86, Rom gerichtet wer-

den, die nähere Auskünfte, auch über die Wahl des Hochschulinstituts gibt; dem Gesuch ist nämlich die Zulassungsbewilligung eines amerikanischen Hochschulinstituts (bei Medizinern: auch einer Klinik) beizulegen.

Auskünfte über Studienbedingungen

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft hat sich im September des heurigen Jahres an alle Universitäten, Hochschulen und Akademien Italiens, Oesterreichs sowie der Bundesrepublik gewandt, mit der Bitte um Zusendung der Studienführer und Vorlesungsverzeichnisse. In dankenswerter Weise wurde weitgehend dieser Bitte entsprochen. Nunmehr steht dieses Material allen, die sich über Studienbedingungen an in- und ausländischen Hochschulen informieren wollen, in unserer Geschäftsstelle Bozen, Dr.-Streiter-Gasse Nr. 20, zur Verfügung.

Wichtig!

Südtiroler Akademiker, die bei der Anerkennung des in Oesterreich erworbenen Studientitels auf Schwierigkeiten irgendwelcher Art stoßen, werden gebeten, dies unverzüglich mit genauer Angabe der Einzelheiten dem Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft mitzuteilen.

P. Montjoie

bittet uns mitzuteilen, daß er wie in den vergangenen Jahren die verschiedenen Hochschulgruppen besuchen wird, und zwar an folgenden Tagen:

Innsbruck am 22. Oktober.
München am 9. und 10. November.
Wien am 16. und 17. November.
Graz am 23. und 24. November.
Padua am 30. November und 1. Dez.
Florenz am 7. und 8. Dezember.
Bologna am 8. Dezember.

Dank

Die Südtiroler Hochschülerschaft fühlt sich bewegt, hochw. Herrn P. Hugo Montjoie für die freundliche Ueberlassung mehrerer Bücher, unter denen sich — wohl als wertvollstes Stück — die „Geschichte des Josefismus“ von Ferdinand Maaß S. J. befindet, auf diese Weise den herzlichsten Dank auszusprechen.

Skilager am Jaufen

Die K. D. S. E. (Katholische Deutsche Studenten-Einigung) Bonn wird diesen Winter, vom 28. Dezember 1957 bis zum 8. Jänner 1958 auf dem Jaufenpaß bei Sterzing ein internationales Skilager veranstalten. Das Skilager gibt einerseits Gelegenheit zum Wintersport in einem idealen Skigelände, andererseits wird es unter einem, dem christlich-abendländischen Raume entnommenen Thema, der Förderung des europäischen Gedankens dienen.

Südtiroler Studenten, die sich dafür interessieren, mögen sich an stud. jur. Ferdinand Trenker, Bozen-Gries, Fagenstraße Nr. 16, wenden.

NÜTZLICHE ADRESSEN

Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II., Tel. 24-6-14; Amtszeit: Dienstag, Mittwoch und Freitag von 15 bis 16 Uhr.

Anschriften des Vorstandes

Franz von Walther: Bozen, Fagenstraße 4; Präsident und Pressereferent.

Hans Rubner: Kiens 30; 1. Vizepräsident und Referent für Auslandsstipendien.

Ferdinand Trenker: Bozen, Fagenstraße 16; Florenz: Via S. Reparata 28 c/o Jerace; 2. Vizepräsident und Referent für innere Vereinsangelegenheiten und Maturantenberatung.

Hugo Gamber: St. Walburg i. U.; Referent für Hochschulwochen und Ferienkurse.

Dr. Kurt Springer: Bozen, Rosministraße 38/III.; Finanzreferent.

Paul Fichler: Bozen, Guntschnastraße 35; Referent für Studienreisen und gesellschaftliche Veranstaltungen.

Anton Töchterle: Olang, Geiselsberg; Padua: Casa dello Studente, Via Marzolo 6; Referent für Inlandsstipendien.

... und des Aufsichtsrates

Dr. Max Liebl, Bozen, Kornplatz 1.
Dipl.-Ing. Christoph Amonn, Bozen, Runkelsteinerstraße 13.

Karl Ferrari, Salurn, Schillerstraße Nr. 21.

Verbindungsmänner und Treffpunkte der Hochschulgruppen

Florenz: Ferdinand Trenker, Via S. Reparata 28 c/o Jerace; Treffpunkt: Mensa Universitaria, Via S. Gallo.

Padua: Bude, Via Barbarigo 5;

Graz: Tilman Seyr, Friedrichstraße 33.

Innsbruck: Günter Regensberger, Kaiserjägerstr. 3; Treffpunkt: Graußstüberl, Meinhardstraße 1.

Wien: Verbindungsmann noch nicht gewählt.

München: Peter v. Hellberg, München-Solln, Heinrich-Vogel-Str. 14.

Junge, doppelsprachige

Juristen

als Konzipienten dringend gesucht.

Auskünfte bei der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Doktor-Streiter-Gasse 20/II.

Doppelsprachiger

Elektroingenieur

von SIEMENS, Mailand, gesucht.

Auskünfte b. d. Südtiroler Hochschülerschaft

MITARBEITER

des „Fahrenden Skolasten“ werden gebeten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, womöglich maschingeschrieben, bis zum

20. NOVEMBER

an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft oder Heber noch an den Schriftleiter, Dr. Rainer Seberich, Bozen, Gescheibten-Turm-Weg 5, zu senden.

„Lieber Fahrender Skolast!“

Trübel des neuerstandenen Hamburger Hafens selber ein Denkmal gesetzt hat. Aufstrebend und modern in der Großstadt Hannover und mächtig das Bild der Millionenstadt beherrschend in Hamburg. Auch die Reeperbahn mit ihren Nebenstraßen ist ein Industrie- und hier aneinandergereihten „Vergnügungs- und Glücksfabriken“ haben Hochkonjunktur. Wie die Mondkälber bestaunten wir Landratten die riesigen Schiffsleiber und dabei wuchs in manchem von uns der Wunsch, selber einmal mit so einem Ding zu fahren.

Der Geldbeutel wurde gezückt, der karge Inhalt gezählt und dann wurde gerechnet, ein Haushaltsplan erstellt und siehe da, bei Wasser und Brot trug es noch eine Fahrt nach der Felseninsel Helgoland. So kam ich auf dieses schöne Schiff: 16 Stunden Seefahrt, ein kurzer Aufenthalt auf dem zerbombten Kreidefelsen, ein richtiger Sturm mit Windstärke 8 und eine noch echtere Seekrankheit mit allem Drum und Dran — und das alles, um nur 28 Mark, Ausboofungsgebühren und Papiertüten zum „Kotzen“ mit einbegriffen. Schön wars!

Nun, lieber „Fahrender Skolast“ muß ich mich verabschieden. Die Sirene heult. Wir sind angekommen.

Herzliche Grüße

Dein R. — H.